



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

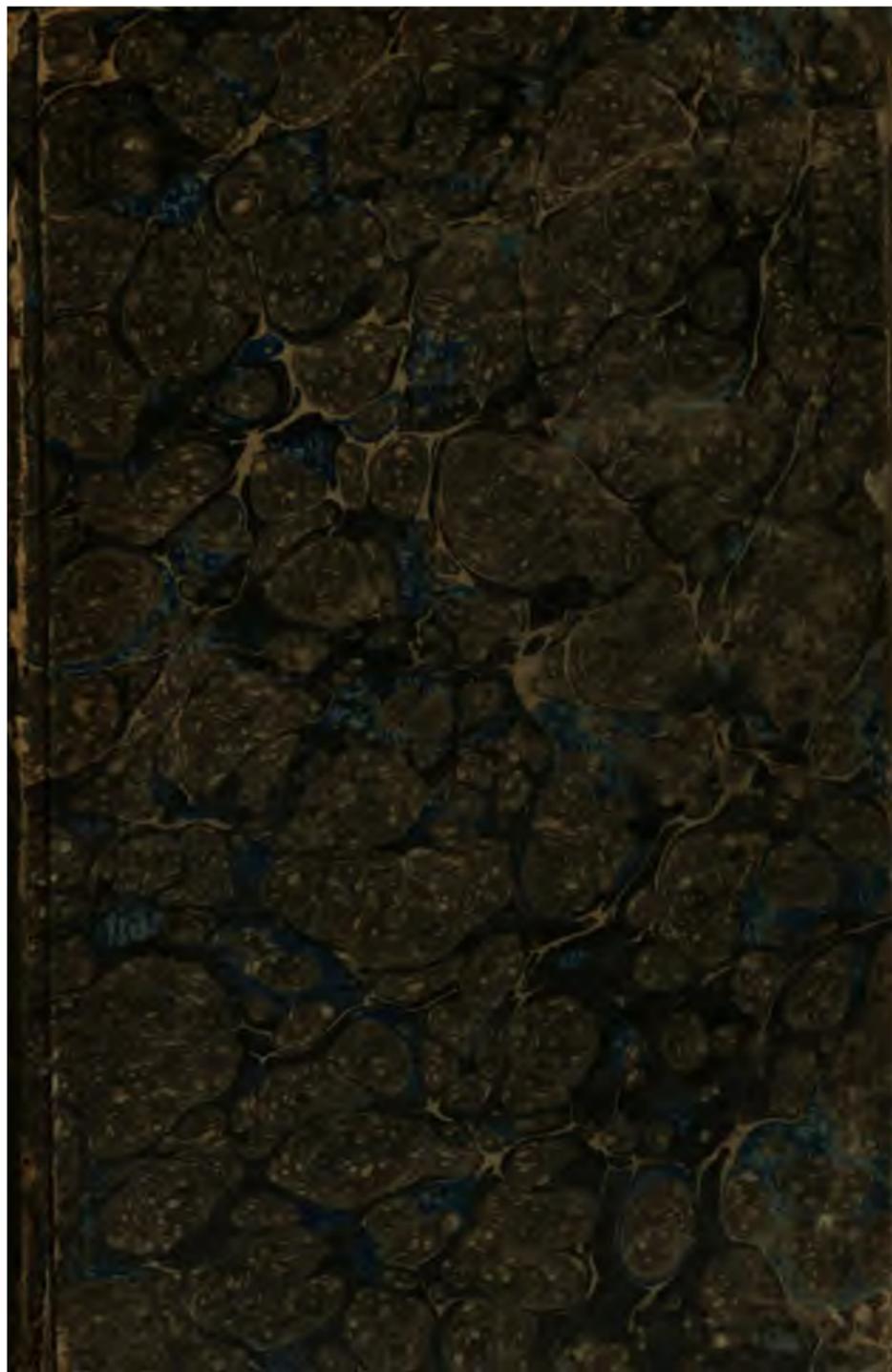
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

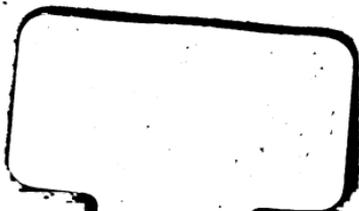
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



91 a 30

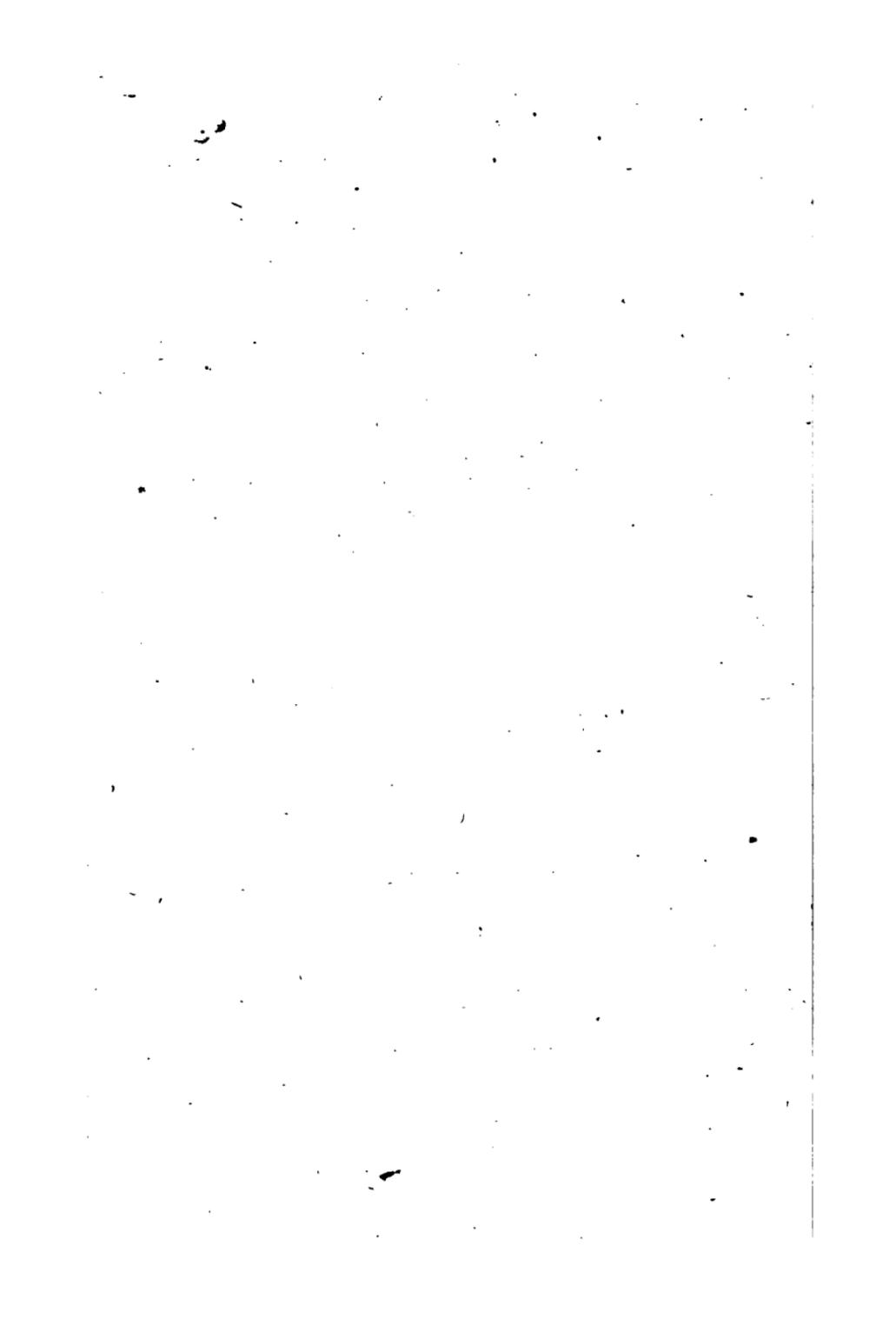


Edinburgh July 20 1871

91 a 30



*Presented to the library by
Prof. H. G. Fiedler.*



Gespräche

über

das Böse.

Aufgezeichnet

von

Johann Friedrich Herbart,
Professor der Philosophie zu Königsberg.

Königsberg,
bey August Wilhelm Unter
1817.



V o r r e d e

„Was soll das Publicum mit unseren Gesprächen?“ fragte Lothar, als er hörte, ich sey mit dem Niederschreiben der nachfolgenden Bogen beschäftigt. „Haben wir etwan Platonische Dialogen gehalten,“ fuhr er fort, „oder willst Du uns dergleichen in den Mund legen?“

Nein, antwortete ich, Du weißst, daß ich mir eine solche Kunst nicht zutraue.

„Also mit deiner gewöhnlichen Trockenheit wirst Du uns in demselben Tone reden lassen, worin wir ungefähr mögen gesprochen haben; in ungewählten, wenig abgemessenen Ausdrücken; bisweilen etwas auffahrend; nichts erschöpfend; ohne Witz, wie ohne künstliche Dialektik; dagegen mit Deutscher Geradheit Jeder seine Meinung hinstellend, und, so gut es

eben in dem Augenblicke gelingen will, sie vest behauptend gegen die Einwürfe der Anderen? Wo sind denn nun die geneigten und aufmerksamen Leser, auf welche Du rechnest? Siehst Du nicht, daß Jeder, der etwa Dein Gedrucktes in die Hand nehmen möchte, viel lieber selbst wird drein reden, als uns zuhören wollen? Wer ist nicht heut zu Tage längst fertig mit seinem Urtheile über Kant, Fichte, Spinoza? Wer lebt nicht in Anschauungen und Gefühlen, die ihn hoch erheben über die grauen Theorien jener Denker?"

Aber mich dünkt doch, erwiederte ich verlegen, es sey in den beyden Unterredungen, deren Gang und Inhalt Du mir berichtet hast, so etwas von einem natürlichen Zusammenhange der Gedanken; daß dadurch auch Anderer Gedanken wohl eine Anregung erhalten könnten, die vielleicht diesem und jenem nicht unwillkommen seyn möchte.

Weißt Du denn noch nicht, sagte er, daß sich der Leser den Zusammenhang, den er vorfindet, auflöset, und sich einen andern nach seinem Sinne macht oder fordert? Einige zerreißen dir den Faden, weil es ihnen unbequem

ist, Dir zu folgen; Du gehst ihnen zu schnell, Dein Zusammenhang ist ihnen zu dicht, zu verwickelt; oder ein hart klingender Satz hat sie erschreckt, ihre Vorurtheile sind beleidigt, sie mögen nichts weiter hören. Andere sind rascher wie Du; und weil ihre Gedanken angeregt wurden, gehn sie nun ihren eignen Gang; sie bekennen alsdann vielleicht, daß sie Dich nicht begreifen, und im nächsten Augenblicke tadeln sie Deine Anordnung eben in demjenigen, was sie nicht verstanden haben; das heißt, sie verlangen, Du sollst ihren Gang gehn! Sagt Dir Deine Erfahrung darüber nichts?"

„O ja, antwortete ich; aber das sind ja ganz allgemeine Bedenklichkeiten, um deren willen man gar kein philosophisches Buch mehr schreiben müßte. Wenn ich eine Gesellschaft in einer bergigten Gegend zu einem Spaziergange einzuladen gedächte, würde mich denn die Besorgniß abschrecken, daß vielleicht Einige frühzeitig wieder umkehren möchten, klagend über den rauhen Weg, oder gar über Mangel an Aussicht, ehe sie noch die Anhöhe erreicht hätten? Auch um diejenigen würde ich mich

nicht kümmern, die etwa mich in der Meinung verließen, sie wußten einen bessern Weg wie ich. Ein andermal vielleicht könnte ich versuchen, ihnen zu folgen; für diesmal aber, wo ich nun gerade die Ehre hätte, der Anführer der Gesellschaft zu seyn, würde ich meine Wünsche für erfüllt halten, wenn auch nur einer oder der andere treue Begleiter, der mit mir bis zur Höhe und wieder nach Hause gegangen wäre, sich am Ende mit meiner Führung zufrieden bezeugte.

„Ich sehe schon,“ erwiderte er lächelnd, „Du bist nicht zurückzuhalten. Und mit Deinem Gleichnisse da entschuldigst Du Deine Art zu schreiben. Immer verlangst Du, man solle erst einen Berg besteigen, um auf die Höhe zu kommen. Daher Dein verkehrter Begriff von dem Umriss einer philosophischen Schrift! Und Du merkst gar nicht, daß während Du allmählig Dich erhebst, die Andern sich senken, — daß sie nur noch blättern und überschlagen, wo Du meinst, sie würden jetzt gerade am aufmerksamsten lesen. Aber ihre Linie ist concav, so wie Deine convex. So wenig Du nun auch auf mich zu hören

Lust hast; so will ich dennoch, ehe ich gehe,
 Dir einen guten Rath geben. Schreibst Du
 einmal wieder ein Buch; so überlege zuerst die
 vermuthliche Größe des Ganzen; etwa nach
 der Bogenzahl, die Du Deinem Manuscripte
 zubestimmst. Alsdann theile diese Anzahl in fünf
 gleiche Theile. Das erste Fünftel nun muß
 alles in sich fassen, was Du eigentlich sagen
 willst; hier ist's nöthig, daß Du Dich einen
 ächt französischen Klarheit befließest; und was
 auf diese Weise nicht kann ausgedrückt wer-
 den, das behalte für Dich. In dem zweiten
 Fünftel muß Dein Stil, das Vorige erklä-
 rend, eine gewisse deutsche Breite annehmend,
 damit die schon Ermüdeten Dir gemächlichen
 folgen können; im dritten Fünftel ist's rath-
 sam, alles einig zu wiederholen, und dabei
 noch weitläufiger zu werden. Aber von im
 vierten Fünftel da darfst Du durchaus gar
 Nichts sagen. Am besten wäre es, die Blät-
 ter leer zu lassen, oder sie mit chinesischen
 Charakteren zu bedecken; allein das würde übel
 genommen werden, wenn etwan Jemand in
 dieser Gegend des Buchs blättern sollte. Ich
 rathe Dir also, hier irgend etwas Mystisches

anzubringen, wöbey Jeder denken kann was er will. Das letzte Fünftel aber muß natürlicher Weise das Werk krönen; und mit dem Anfange gleichsam das zerriffene Bündniß erneuern.“

Nach diesen Worten ging er schnell davon, und ließ mich mit meinem Erstaunen allein. Offenbar hat er mich necken wollen, zur Strafe dafür, daß ich seine Gespräche bekannt mache. Aber ich räche mich an ihm durch diese Vorede, die nun auch den schlimmen Rath, den er mir ertheilte, der öffentlichen Verurtheilung bloß stellt. Denk ich daß ja ohne Zweifel darauf rechnen, daß Niemand ihm beypflichten, und dagegen Jeder, der mich nicht die Ehre erweisen will, dies Schriftchen in seinem ganzen Zusammenhange durchzugehen, mit doch die leichte Gefälligkeit nicht versagen werde, es ungelesen, oder wenigstens unbeurtheilt zu lassen.

Gespräche

über

d a s B i s s e .

2000-2001

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

1000

Erstes Gespräch.

Otto.

Sie haben Daubs. Judas Ischariot wohl noch nicht gelesen?

Lothar.

Diesmal trifft Ihr Mißtrauen mich nur halb. Dort liegt das Heft auf meinem Tische, aufgeschritten bis zu einer Stelle, wo die mehr als tragische Begeisterung des Verfassers mich bewog, eine Pause zu machen.

Otto.

Vielleicht jene Stelle, die uns lehrt, das Böse habe in Gottes Schöpfung, aber nicht aus ihr, sondern aus sich selber sich entzündet; Satan sey verdammt dadurch, daß er sich selbst hasse; und eine Mehrheit abgefallener Engel, beschämte sich nicht etwa damit, Liebe zu heucheln, oder Gott zu leugnen, sondern es sey ihr

Haß gegen Gott ein eingeständenes und beständiges Gott lästern; es sey ihr Sich und einander Hassen ein eben solch fortwährendes sich und einander Verfluchen.

Lothar.

Gerade bey diesem Punkte blieb ich stehen.

Otto.

Sie werden doch auf diesem angenehmen Ruheplaze nicht lange verweilen wollen?

Lothar.

Die Wahrheit zu sagen, es könnte begegnen, daß Geschäfte mich von dem Buche ganz abjagen.

Otto.

Wie? Ein Buch halb zu lesen, ist das erlaubt? Daß Sie Manches ganz ungelesen lassen, will ich nicht tabeln; aber das Angefangene muß nicht liegen bleiben, und auf diese Schrift Sie aufmerksam zu machen, darum bin ich gekommen.

Lothar.

Gefällt Ihnen das Werk so sehr, und finden Sie Sich berufen, es zu verbreiten? Sie, die Sie dem Spinoza-anhängen, haben Sie nicht darin gefunden, das Ihnen widerstrebt?

Nun wahrlich! Sie thun mir Unrecht. Der müßte von Spinozas Geist nicht das leiseste Bösen empfunden haben, dem diese Ausförey mit dem Bösen, die zu den ärgsten Arten der Selbstquälerey gehöret, nachzuleben so widerlich als unmöglich vorzukönnen sollte. Wer ein solches Spinozas-Böse fähle, der müßte unerschütet dessen Grundfäße vergessen; er würde dennoch nie so verständig erdinnen können. Ich künze nicht bloß hie und da; sondern durch und durch durchdringt mit dem Bösen; nicht bloß zweifelnd, sondern wissend und schärend verwerfe ich diese Lehre von dem persönlichen Bösen; ich sehe darein ein schlimmes Zeichen der Zeit, der hoch verdorren die Augen ständlich geküret schienen, und Spinozas heißen Sonnenstrahl ertragen zu können. Und in meinem Kramthe kam ich, bey Ihnen meine Klagen anzuschütten, darüber, daß solche Verkehrtheit heute noch möglich ist; daß die Menschen in demselben Augenblicke, wo sie nur kaum die Bösheit ergriffen hätten, sie auch schon wieder loslassen? Aber wo bin ich? Bey Ihnen, der freylich weit entfernt ist, dem Spinozas Gerechtigkeits widerfahren zu lassen. Dar

Ehre; oder, wenn er selbst gesteht, er habe sich doch von dem Streben dahin so leicht nicht los machen können, so leuchtet um so deutlicher hervorkor, wie sehr es ihm Ernst war, sich in der Liebe zu dem Ewigen und Unendlichen zu befestigen. Doch das mag er mit manchen edelen Männern, die waren und die noch sind, gemein haben; aber welcher Denker hat so entschieden, als Er, den Grundwahrheit eingesehen und verworfen, aus welchem alle unnütze Angst und verkehrte Beschäftigung, und jede unselige Neigung, nach dem Bösen zu graben, wie wenn es ein verborgener Schatz wäre; jede Sucht nach der Gelegenheit, sich selbst und Andre verdammen zu können, gleich dem Qualm eines stygischen Abgrundes hervordunstet. Dieser Grundwahrheit aber ist kein anderer, als die Meinung der Menschen von den Zwecken in der Natur, oder von den sogenannten End-Ursachen. Gott soll Alles um des Menschen willen, den Menschen aber deshalb gemacht haben, damit es am Gottedienst nicht fehle! So ungeschickt übertragen die Menschen auf das Urwesen ihre eignen Zweckbegriffe, und verlangen eben darum, daß in dem Weltall sich ihre Gegensätze zwischen dem Gue-

den, und Vögel wiederfinden, sollen; indem sie freylich in ihrem täglichen Treiben an nichts weniger denken, als an den ihnen gänzlich unbekanntem, geheimnem Naturlauf, in ihren eignen Gefinnungen und Handlungen; dagegen aber stets ein Ziel im Auge haben, wohin sie wollen, und von dessen Anziehungskraft sie sich getrieben glauben. Auf diese Weise kehrt sich das wahre Verhältnis der Ursachen und Wirkungen in ihrer Einbildung gerade um; und man könnte ihnen auch die Natur, anstatt von innen heraus wirkend, wohl für Form und Maß, vielmehr in der Nachahmung gewisser Vögel beschäftigt, und durch deren unerreichte Vollkommenheit stets bestaunt; nicht anders, als wäre die Rede von einem schlechten Künstler, einem ungeschickten Maler, dessen höchster Beruf darin bestehn würde, wenn er im Stande wäre, die ihm stehende Person völlig genau zu treffen; und der mit dieser an sich unwürdigen Aufgabe, sich noch obendrein vergebens abmühet. So klein denken die Menschen von der Natur! Dennoch bleibt diese große Mutter, was sie ist. Sie weiß nichts von Mustern, und nichts von Nachahmung. In ihr ist Alles recht, und jedes Werk gelingt;

beim jedes ist der wahre Ausdruck der Kraft und
 des Befehls unter den vorhandenen Bestimmungen.
 Darum bleibt es bey ihr keinen Unterschied
 des Vollkommenen und des Unvollkommenen, des
 Böthlichen und des Edelhaften; es ist eben so
 thöricht, sie zu verändern, als es weisere zu
 wollen. Der wahre Naturdienst ist wahre Ges
 keuntheit; und die wahre Seligkeit liegt in der
 Anschauung; nur aber nicht im Anschauen er
 träumter Vollkommenheiten, sondern des wahr
 haft Seyenden, so wie es ist mit allen seinen
 Bestimmungen. Wie nun alles Dardürliche recht
 ist; so ist auch jeder Mensch das, was er seyn
 soll; denn er ist ein Werk der Natur. Ja selbst
 wenn er sich quält mit der ichterlichen Einbil
 dung: er sey Böse; oder wenn er Andern mit
 Vorwürfen beschwerlich wird, wenn er ihr Ges
 wissen zu einer thörichten Neue aufregen will;
 wenn er wohl gar gegen den lebendigen Satan
 auf die Jagd geht oder zu Felde zieht — auch
 dann ist er, was er nun gerade seyn soll, denn
 er ist in der Natur, und die Natur ist in ihm;
 wie trübe auch, und wie veräumnest das Ge
 menge von Gedanken in seinem Kopfe seyn mag,
 wie verzerrt und zerrissen auch die Füge der

göttlichen Ideen: sich in einem solchen, menschen-
 lichen Denken zusammengefunden, und wie wurde
 derlich so sich auch in einander verwoben und
 verwirrt haben mögen. Das ist ja nun einmal
 das Loos des Menschen, daß seine Seele, wenn
 schon in dem Denken Gottes enthalten, doch
 gar nichts weniger als ein klares, reines, ein-
 facher Gottesgedanke seyn kann! Vielmehr, sie
 muß gerade so wie der Leib, aus zahllosen Thei-
 len bestehn; und wenn ich den Spinoza recht
 fasse, auch aus gerade so vielen Theilen, näm-
 lich aus den Ideen aller Theile des Leibes.
 Auch kommt hiebey noch etwas in An-
 schlag, wodurch die Sache in einem Grade ver-
 wickelt wird, den ich zuweilen Mühe habe, mi-
 derlich vorzustellen. Ich meine die Wandelbar-
 keit unsers Leibes. Denn zu dem Wesen des
 menschlichen Leibes gehören doch nicht eigentlich
 die einzelnen Theile desselben, welche durch Wachs-
 thum, und durch andre organische Lebensprocesse
 zufällig herbegeführt, und eben so zufällig hin-
 weggenommen werden; sondern was wir den Leib
 nennen, das ist im Grunde nur eine Form, die
 sich aus veränderten Materialien eine Zeitlang
 formt, und in eben dem Grade wieder herstellt, wie

fe war abgemäße worden. Nun soll die mensche
 liche Seele nichts anderes seyn, als basientge
 göttliche Detiken, welches dem Leibe des Mens
 chen gerade so entspricht und zugehört, wie übers
 haupt und überall in Gott das Denken der Aus
 dehnung, und diese wiederum jenem angemessen
 und verknüpft ist. Aber sagen Sie mir, finden
 Sie den Spinoza in diesem Punkte ganz deut
 lich? Ich meine, in Ansehung dieses Zusam
 mensetzung, und dieses Wechsels von Gedanken,
 aus denen die Seele besteht? Mir klebt immer
 noch etwas an von dem Irthum, als gäbe es
 eine bleibende Persönlichkeit, ein wahres Ich in
 jedem Menschen; und das muß doch offenbar falsch
 seyn, wenn dem steten Wechsel unseres leiblichen
 Lebens ein geistiger Wechsel genau correspondiren,
 und wenn die Seele nicht in einem höheren
 Sinne Eins seyn soll, als worin der Leib es ist.
 Lothar.

Ehe ich Ihnen antworte, Freund, nehme ich
 mir die Freyheit, Sie aus zweyen Gründen,
 deren einer mir sehr wichtig scheint, recht von
 Herzen zu loben. Und zwar lassen Sie Sich
 nur zuerst das Lob Ihres guten Gedächtnisses
 gefallen; denn da ich zufälliger Weise gekenn

verankert wurde, einmal wieder in Spinozas
 Erbit zu blättern, fiel mir gerade der funfzehnte
 Satz des zweyten Theils in die Augen, und hier
 mit der Anfangspunct jener Lehren, die Sie so
 eben ganz richtig anführten. Ich konnte mich
 kaum eines gewissen Grauens enthalten; indem
 ich nun weiter las, in welche Finsterniß und
 Verwirrung Spinoza hier des Menschen Geist
 hinabzieht. Aus dieser Tiefe kymmt er auch in
 der Folge nur mit Mühe wieder hervor: die
 Seele ist ihm nur nicht ganz sterblich, es
 bleibt etwas von ihr, das ewig ist; und dazu
 kommt sogar der auffallende Satz: wessen
 Leib zu mehrern Dingen geschickt sey;
 dessen Seele sey auch dem größern
 Theile nach unsterblich! Also es giebe ein
 Quantum von Unsterblichkeit; und dies Quan-
 tum richtet sich nach der Brauchbarkeit des
 Leibes. Sind Ihnen diese Sätze des fünften
 Theils etwas weulger dunkel, als jene, die Sie
 zuvor anführten?

Otto.

Wenigstens paßt Alles vollkommert zusammen;
 das Dunkelle aber scheint darin zu liegen, wie
 denn überhaupt irgend etwas von der Seele

übrig bleiben könne, wenn die göttlichen Gedanken, aus denen sie besteht, sich eben so fügen und lösen, wie die Theile des Leibes. — Doch was war es, das Sie loben wollten? In Epinoras Ethik, die ich nicht müde werde zu lesen, so ziemlich einheimisch zu seyn, ist doch wohl nichts Besonderes!

Lothar.

... Und mein zweytes Lob werden Sie wohl gerne euren Tadel nehmen.

Otto.

... Sie gedenken nicht Neugierde zu spannen. Aber ich fasse mich; und schon bin ich so gefassten, wie die Natur selbst, die sich gar nicht darum kümmert, was man von ihr rede. Nun mögen Sie loben oder tadeln, wie es Ihnen beliebt!

Lothar.

... So muß ich wohl um geneigtes Gehör bitten. Daß Sie in Epinoras Lehren weder Platons noch Fichtes Vorstellungsarten etymischen; daß Sie also dem Beispiel mancher unter uns berühmten Männer nicht folgen; die durch Vermengung der Systeme alle Schwierigkeiten besetzen und alle Fragen verdunkeln; dies sei: mir

auf, als Sie dardin getraut dem Spinoza, aber dem Platon zuwider, alle Muster, wornach die Natur gebildet scheint, verworfen; und abermats freute es mich, als Sie weiterhin wegen der Persönlichkeit unseres Ich, lieber eine Dunkelheit bey Spinoza anerkennen, als aus Fichtes Idealismus ein gebrochenes Licht auf die dunkle Stelle hinüberzwingen wollten.

Otto.

Hat das Ihren Beyfall gewinnen können; so ist er mir willkommen. Denn Jene, die Platon, Spinoza, Fichte, und wer weiß was Alles noch sonst, vereinigen und verschmelzen, scheinen wirklich in ihrem Systeme die menschliche Seele nachahmen zu wollen. Gerade wie diese ein Gefüge aus verstümmelten Gedanken der Gottheit ist, so machen sie sich ihre Lehre zurecht aus allerley verschobenen und verbogenen Sätzen und Meinungen der verschiedensten Philosophen. Was verlangen wir denn aber von der Wissenschaft? Doch wohl vor allen Dingen: Integrität eines jeden ihrer Begriffe und Behauptungen. Und was kann nun vollends dem Spinoza mehr widerstreiten als die Platonische Teleologie? Was kann ihm, dessen Erklärung

des Selbstbewußtseyns wenigstens höchst einfach ist, fremdartiger seyn, als Fichte's verwickelte Betrachtungen über das Ich, das sammt dem Nicht-Ich nur mehr und mehr zum Nichtsel wird, je weiter die Untersuchung fortschreitet? — Sey es, daß bey Spinoza die Persönlichkeit unseres Ich nicht recht klar wird, und daß Fichte's Lehre dem Selbstbewußtseyn einen kräftigern Ausdruck giebt: dennoch verlange ich gar keine Erklärung des Einen durch den Andern, denn der Idealist kann sich nimmermehr mit dem Realisten, noch dieser mit jenem vertragen.

Lothar.

Fast dankt mich, Sie schwanken noch ein wenig zwischen Fichten und Spinoza.

Otto.

Ich gestehe Ihnen, Spinoza zieht mich zwar weit mächtiger an, denn sein Standpunct ist höher, sein Blick in die Natur weit freyer, endlich seine Ethik ist sauberer ausgearbeitet als Fichte's ältere Schriften, (denn die neueren sind mir vollends nicht klar, eben darum weil sie populär seyn sollen.) Aber es kommen mir Augenblicke, wo ich in Spinozas Natur und Gottheit eher alles andre, nur mein eigenes, innerstes
Selbst

Selbst nicht recht finden und erkennen kann. Bey ihm lebt offenbar der Geist, am Leibe zwar nicht vermöge eines Causalverhältnisses; zwischen beyden, aber darum, weil in einem, noch dazu höchst unvollkommenen Wissen von dem Leibe die ganze Seele bestehen soll. Nun werden alle Anfangspuncte der Untersuchung in das Körperliche hinein verlegt, und nach ihm soll das Geistige sich richten, damit das Denken sich seinem Gegenstande anpasse. Hiemit stehen alle Schlüsse unter der Formel: Es ereignet sich dies und jenes im Leibe, folglich muß ein entsprechendes Denken in der Seele vorkommen. So lehrt ausdrücklich der zwölfte Satz des zweyten Theils. Ein solcher Gang im Schließen ist mir zuweilen verdächtig. Ich frage mich: ist denn wirklich das Leibliche uns so unmittelbar und gewiß bekannt, daß man von ihm beginnen könne im Forschen? Wie wenn der Idealismus recht hätte mit seiner Behauptung: nur das Ich durchschaue sich selbst ursprünglich, nur der Geist sey dem Geiste ohne Dolmetscher verständlich? — Und dann ahndet es mich, Fichte möge seine Untersuchungen bescheidener angefangen haben; und dann besorge

ich, die Behutsamkeit möge bey dem systematischen Denker wenigstens eben soviel werth seyn, als die Umsicht und Ausicht ins Unendliche und Ganze.

Lothar.

Das war längst meine Ueberzeugung.

Otto.

Und nun, was gewinnen wir mit der Art von Selbstbewußtseyn, die uns Epinoza darbietet? Der Seele soll eine Vorstellung von ihr selbst bewohnen, und mit ihr gerade so vereinigte seyn, wie die Seele mit dem Leibe, dessen Vorstellung sie ist. Dies Wissen vom Wissen soll ins Unendliche gehn! Ich übergehe die Schwierigkeit, daß eine solche unendliche Höhe der innern Wahrnehmung durch mein Bewußtseyn von mir selbst, welches sehr beschränkt ist, keinesweges bestätigt wird. Aber an Werth und Würde kann die Vorstellung von dem Leibe gewiß dadurch nicht erhöht werden, daß sie sich spiegelt in einem Vorstellen, dessen Gegenstand sie selbst ist, und wenn auch eine solche Spiegelung ins Unendliche fortküßt. Das Abgespiegelte bleibt am Ende immer der Leib, und nicht weiter.

Lothar.

So fänden wir denn nach Spinoza, auf dem untersten Grunde unseres Selbstbewußtseyns zwar nicht das Böse, aber das Gemeine.

Otto.

Sie haben das Wort zu meiner Ahndung ausgesprochen.

Lothar.

Werden Sie mir aber nicht zürnen, wenn ich hinzusetze: ich vermisse bey Spinoza eben sowohl das Gute in der Höhe, als das Böse in der Tiefe?

Otto.

Eine harte Beschuldigung! — Das Höchste im Menschen ist nach Spinoza ohne Zweifel die intellectuelle Anschauung, auf der dritten Stufe der Erkenntniß. Auf diesem glänzenden Gipfel, was können Sie vermessen?

Lothar.

Beides, den Glanz und den Gipfel.

Otto.

Ich verstehe Sie nicht. Wohl aber habe ich vernommen, daß Sie auch das Böse in der Tiefe vermessen. Also wirklich vermessen Sie das Böse? Sie wollen es Sich nicht rauben

lassen? — Sind wir noch so weit auseinander? Darin, meinte ich, wären Sie mit mir einverstanden, daß gar kein Böses in der Natur Platz hat, und folglich auch nicht im Menschen!

Lothar.

So schnelles Einverständnis über einen solchen Gegenstand bey so weiter Verschiedenheit der Grundsätze — wäre kein kleines Wunder. Damit Sie aber vorläufig beurtheilen mögen, wie nahe und bey welchem Punkte wir etwan zusammentreffen: so erlauben Sie mir eine Unterscheidung und ein Gleichniß. Das Böse ist zwar im Menschen, und in so fern auch in der Natur, da jener etnen Theil von dieser ausmacht. Aber es muß in Beziehung auf den Menschen ganz anders beurtheilt werden, als in Ansehung der Natur. Von jener Beziehung zu reden, war in unserm bisherigen Gespräch kein Anlaß, da bey Ihnen, der Naturbegriff überall vorherrscht! Ich schweige demnach auch für jetzt darüber. Für die Natur aber ist das Böse nur einem Krankheitsstoffe, einem Miasma zu vergleichen. Wie das Gift der Wasserscheu, der Pocken, der Pest, sich unglücklicherweise unter gewissen Umständen erzeugt, und alsdann jedem

menslichen Leben gefährdend sich verbreitet, wo ihm nicht die Vorsicht entgegentritt; wie sich hierin eine gewisse Gebrechlichkeit der Organismen verräth, die sonst doch so vielen Schädlichkeiten zu widerstehen geschickt sind: gerade so auch giebt es in dem Gedankentriebe eines Menschen eine Verderblichkeit, woraus theils das Böse sich erzeugt, und worin andernteils die Nützlichkeit liegt, von dem schon vorhandenen Bösen angesteckt zu werden.

Otto.

Sie erlauben Sich wohl gar, die Natur zu bedauern; als ob sie zu Zeiten in Ohnmacht falle, und sich dann nicht zu helfen wisse.

Lothar.

Ich erlaube mir nicht, der Natur ein Ideal gegenüber zu stellen, das ohne Zweifel ein bloßes Phantom seyn würde; daher kann ich auch nicht, gleich als ob Ihr etwas fehlte, sie bedauern.

Otto.

Sie nehmen also die Natur wie sie ist; und daran thun Sie gewiß recht! Aber an dem Menschen — zu welchem, wie Sie sagten, das Böse in einer ganz andern Beziehung stehen soll, — also unter andern an Sich selbst, und

an mir, gelegentlich zu kritisiren, davon wollen Sie nicht ablassen. Aber sagen Sie mir nur, wie kommen Sie dazu, und wie fangen Sie das an? Aus Naturbegriffen, das gestehn Sie selbst, kann jene Kritik, die den Menschen seiner Bosheit und Sünde wegen, so gern verurtheilen und verdammen möchte, ihre Waffen nicht hernehmen. Also wohl aus Freyheits-Begriffen? Denn die Kantische Lehre stellt ja Natur und Freyheit einander gewöhnlich gegenüber. Darin aber, meinte ich, seyen Sie mit Spinoza einig, daß, wo Naturgesetze herrschen, von Freyheit nicht die Rede seyn könne; und daß diese wunderthätige Göttin, für die in der intelligibelen Welt eben so wenig als in der Sinnenwelt Platz ist, nur wieder in die poetische und mythische Welt zurückkehren möge, aus der sie gekommen ist.

Lothar,

Lieber-Freund! Sprechen Sie leise! Es giebt Viele, die in allerley Mythologie tief befangen sind, und die eben deshalb das Wort nicht hören mögen.

Otto.

Wer wird mich hindern, laut zu sagen was ich denke? Zudem hat man sich längst gewöhnt,

den Spinoza zu hören, der jetzt auf allen Rasenplätzen und aus allen gelehrten Zeitungen redet.

Lothar.

Mur nicht mit der ihm eigenthümlichen Consequenz.

Otto.

Soviel weiß wenigstens Jeder von ihm, daß er die Freyheit des Willens leugnete, und eben darum leugnen mußte, weil er sonst in seinen Ableitungen aus dem Urwesen nothwendig einen Sprunge eine Lücke hätte zulassen müssen, was durch die ganze Ableitung unnütz und nichtig geworden wäre. — Und nun im Ernste, Lieber! denn Ihre Furcht vor den Leuten ist ja doch nur Scherz, — worauf gründen Sie jene Beurtheilung des Menschen, für den, wie Sie sagen, das Böse eine andere Bedeutung haben soll, als für die Natur?

Lothar.

Beynahe glaubte ich, Sie würden auch diesmal Ihre Frage wieder vergessen.

Otto.

Was soll das heißen?

Lothar.

Zuerst fragten Sie mich, wie ich über Spi-

noßas Lehre von der Persönlichkeit denke? Dann, was ich bey der intellectualen Anschauung, als der dritten Stufe der Erkenntniß vermissen; jetzt, worauf ich die staltliche Verurtheilung des Menschen gründe: — wo soll ich nun anfangen?

Otto.

Sie böser Mann! So ganz im Stillen haben Sie eine heimliche Controße gehalten über unser Gespräch, und jetzt kommen Sie rote aus dem Hinterhalt hervor, mich zu beschämen, daß ich, in meiner Lebhaftigkeit, die zweyte und dritte Frage aufwarf, bevor die erste beantwortet war. Ist ein Gespräch denn ein System? Sollen wir denn das Alles erschöpfend abhandeln, was wir angeregt haben? Da sollten Sie gewiß kein Ende finden.

Lothar.

Wenn ich nun so ganz im Stillen eine heimliche Controße gehalten hätte über Ihren wohlgefallenen Geldbeutel, und käme jetzt aus dem Hinterhalt hervor mit zwey geladenen Pistolen? Sie zu beschämen, daß Sie in Ihrer Lebhaftigkeit vergessen hätten Sich zu Ihrer Reise durch den unsichern Wald mit tüchtigen Waffen und Begleitern gehörig auszurüsten: damit wür-

den Sie mich ohne Zittern etwas ernstlicher als eben jetzt, erweh' bösen Mann' können; und ich würde mich bey Ihnen nicht entschuldigen können? weder mit Anfechtungen des Satans, noch mit Naturgesetzen des Epinoza.

Otto.

Wettläufers würde ich; einem Straßenräuber gegenüber, an ein philosophisches Lehrgebäude schicklich denken. Aber jetzt, da wir mit diesem beschäftigt sind, warum stört uns jener? Porhar?

Es kann nicht schaden, uns das Böse einmal recht zu vergegenwärtigen, und es vorläufig ohne System zu beurtheilen.

Otto.

Ihr Beispiel ist handgreiflich genug; aber es'ketzte, soviel ich sehe, nicht weiter, als bis zu den gemeinen Geboten: Du sollst nicht tödten und nicht kehlen.

Porhar.

Wie aber, wenn es eine Ethik gäbe, die, obwohl von der Gottheit ausgehend, doch selbst jene gemeinen Gebote nicht einmal ohne Sprung zu erreichen im Stande wäre?

Otto.

Otto.

Zielen Sie wohl gar auf Spinozas Ethik?

Lothar.

Ich kann nicht umhin, Sie in Ihrer Verwunderung jenes Werks ein wenig zu stören, wenn ich Ihnen, dem Anhänger des Spinoza, auf die zuvor berührten Fragen antworten soll.

Otto.

Wie? Einem so durchaus noblischen Manne könnten Sie —

Lothar.

Die Nobilität des Mannes heißt ganz unangefochten. Der Mensch ist oftmals besser als sein System; und eben daraus muß das System sich bequemen, Sprünge zu machen.

Otto.

Und meine harmlosen Fragen ziehen dem großen Denker solche Beschuldigungen zu? Und Sie finden kein edleres Mittel, um ein System anzugreifen, das nicht das Ihrige ist?

Lothar.

Die möglichen Angriffspunkte finde ich bey diesem System ungefähr so viele, als es Axiome und Definitionen aufstellt, denn es ist in allen seinen Grundgedanken fehlerhaft. Wir aber

sprachen diesmal über das Böse, daher liegt uns das Praktische in jenem Systeme am nächsten. Und immer wird derjenige etwas ungroßmüthig erscheinen müssen, der es unternimmt, das, was Spinoza die Tugend der Großmuth nennt, ins rechte Licht zu stellen.

Otto.

Seyn Sie ungroßmüthig, wenn Sie wollen; nur nicht ungerecht!

Lothar.

Gerade diese Ermahnung gebührt dem Spinoza. Haben Sie seinen tractatus politicus nicht gelesen, den er kurz vor seinem Tode schrieb, und nicht mehr zu Ende brachte?

Otto.

Nein; die Ethik hat mich bis jetzt zu sehr beschäftigt. Aber ich freue mich auf den hohen Genuß, auch noch in die Staatsweisheit meines Lehrers eingeweiht zu werden.

Lothar.

Sie finden darin den Grundsatz: daß von Natur das Recht mit der Macht gleiche Grenzen habe; indem keine Macht etwas anderes sey, als die Macht Gottes.

Otto.

Vollkommen der Consequenz des Systems gemäß. Und für die nöthigen Bestimmungen, damit der Satz nicht mißverstanden werde, wird hoffentlich gesorgt seyn.

Lothar.

Eine der nächsten Bestimmungen ist: man müsse das Recht oder die Macht der Menschen nicht nach ihrer Vernunft abmessen, sondern nach den Begierden, von denen sie zum Handeln getrieben werden.

Otto.

Warum das?

Lothar.

Der Grund ist ausdrücklich angeführt: darum, weil sie sich mehr der blinden Begierde, als der Vernunft überlassen. Und finden Sie das nicht einleuchtend? Die Macht Gottes wirkt ja in den Menschen meist in Gestalt der Begierde; diese Macht aber ist das Recht selbst. Vermessen Sie hier die Consequenz?

Otto.

Fahren Sie fort; und berichten Sie wahrlich genau, damit ich sehe, ob vielleicht bald ein Lichtstrahl in dies Dunkel fahre.

Lothar.

Auch die Urtheilskraft eines Menschen kann dem Recht eines Andern untergeben seyn, in so fern seine Seele von dem Andern kann betrogen werden.

Otto.

Das Buch ist lateinisch geschrieben. Können Sie mir nicht die Worte in der Ursprache sagen?

Lothar.

Judicandi facultas eatenus etiam alterius juris esse potest, quatenus mens potest ab altero decipi. — Merkwürdig ist hieran bloß, daß Spinoza diesen Satz gerade ausspricht; denn übrigens versteht sich das von selbst, wie aus der Gleichung $\text{jus} = \text{potestas}$ unmittelbar zu ersehen ist.

Otto.

Nur weiter!

Lothar.

Nach dem Naturrecht gilt jeder Vertrag für jede Parthey so lange, als sie es für nützlich hält. Die Menschen sind von Natur Feinde; wenn sie sich aber vereinigen, gewinnen sie an Macht, also auch an Recht; daher der Staat.

Allein auch im Staate hört das Naturrecht des Einzelnen, genau genommen, nicht auf; denn der Mensch handelt stets nach den Gesetzen seiner Natur, und sorgt für seinen Nutzen.

Otto.

Hören Sie auf! Ich muß das zu Hause im Zusammenhange lesen.

Lothar.

Besinnen Sie Sich alsdann zugleich auf den Straßenräuber, der, wenn er mächtiger ist als Sie, ansehbär das Recht hat, über Ihr Leben und Ihre Sachen zu verfügen. Nicht wahr, jetzt sind Sie schon geneigt, ihn zu entschuldigen? Das Beyspiel befremdet Sie nun weniger als zuvor; nur paßt es nicht, denn das Böse, von dem wir sprachen, ist in dem bloßen Gebrauch der Macht nicht zu erkennen? Nur wenn der Räuber schwächer wäre als wir, dann hätte er unrecht gethan, uns anzugreifen? —

Otto.

Sie könnten am Ende darin Recht haben, daß man dergleichen auch ohne System zu beurtheilen sich gefaßt halten müsse.

Lothar.

Freylich sieht man mit bloßen Augen mehr,

als durch ein untaugliches Fernglas. Uebrigens erkenne ich in Gegenständen dieser Art gar kein anderes System für gültig, als nur ein solches, das mit der Beurtheilung ohne System, wie Sie es nennen, anfängt, und eben in solcher Beurtheilung seine ganze Grundlage besitzt, so daß es als Lehrgebäude ganz und gar über derselben errichtet ist.

Otto.

Sollte wohl dem Spinoza, bey allem seinem Scharffsin, doch in Ansehung des Naturrechts etwas Menschliches begegnet seyn? Sagen Sie mir ehrlich, glauben Sie wirklich, daß der Satz: die Macht ist das Recht, nothwendig mit der absoluten Anschauung Gottes, als des allumfassenden Urwesens, zusammenhänge? Oder liegt in der Ableitung ein verborgener Fehler?

Lothar.

Ein ziemlich offener Fehler liegt darin, daß Spinoza den Rechtsbegriff auf Gott angewandt, der über denselben erhaben ist.

Otto.

Was wollen Sie damit gewinnen? Diese Behauptung klingt ja vollends paradox!

Lothar.

Alles wird deutlich seyn, sobald Sie bedenken, daß Rechte stets für Ethern gegen Andere gelten. Wer ist nun für Gott der Andere, des Ihm gegenüber stünde?

Otto.

Gewiß Keiner!

Lothar.

Wenigstens kein solcher, der es sich einfallen lassen könnte, mit Gott zu rechten. Mit dem falschen Sage: Deus jus ad omnia habet, et jus Dei nihil aliud est, quam ipsa Dei potentia, schwinden nun auch alle daraus fließende Folgerungen; und das Recht kehrt zurück zu den Menschen, in deren Verhältnissen es seinen Sitz und Ursprung hat.

Otto.

Aber wie? Noch immer steht mir in dem nächstigen Menschen die Gewalt Gottes gegenüber; meine Schwäche aber ist nichts Göttliches; mein Recht ist auch nur menschlichen Ursprungs; und so gebietet mir die Gottesfurcht, zurück zu weichen, und mein Recht ist ein leerer Gedanke!

Lothar.

Lothar.

Da liegen Sie allerdings gefangen in den Fesseln Ihres falschen Systems.

Otto.

Und wenn ich ohne System handle, wie die Meisten; wenn ich mich widersetze, wenn ich kämpfend falle; was geschieht nun in Gott? Die Kraft, mit der ich widerstehe, ist eben sowohl Gottes Kraft, als jene, die mich unterdrückt. Gott streitet also mit sich selbst! Und man kann das nicht etwa ein bloßes Kampfspiel nennen, denn auch die ernstlich streitenden Gedanken, jene Begriffe von Recht und Unrecht, sind am Ende Gedanken in Gott! — Doch mir fällt ein Ausweg ein! Bey dem Kampf des Mächtigen gegen das Recht ist die Schwäche nur scheinbar auf der Seite des Unterdrückten.

Lothar.

Unmöglich! Die jagende Gewalt, wessen ist sie denn, wenn nicht die Gewalt Gottes? Sollen Sie etwa den Satan zu Hülfe rufen? Oder kenne Ihr System eine Quelle der Kraft außer Gott?

Otto.

Sie missverstehn mich; ich meine, das wahr-

haft Stärke liegt in der Ueberzeugung des Rechts; und diese Stärke ist in dem scheinbar Schwachen.

Lothar.

Ärmer Freund! Ihre Mühe ist vergebens. Spinoza erlaubt Ihnen nicht, Denken und Ausdehnung zu trennen, diese beyden Attribute Gottes müssen stets in gleicher Entwicklung und Gestaltung beyammen bleiben.

Otto.

Was folgt daraus wider mich?

Lothar.

Hätten Sie nicht die Stärke des Gedankens dem Unterdrücken beigelegt, und die der Abstraktheit dem Unterdrücker? Sehn Sie nicht, daß Sie auf entgegengesetzte Seiten gebracht hatten, was nur in Einen Punct vereinigt zu denken gestattet war?

Otto.

Leider sehe ich es.

Lothar.

Auch können Sie sicher annehmen, daß jener Fehler, das Recht und die Macht in Gott gleich zu setzen, dem Spinoza nicht begegnet seyn würde, wenn in seiner Gestattung ein deut-

liches Gefühl für das Recht gewesen wäre. Die Speculation verirrt sich niemals weit vom Gemächte.

Otto.

Spinozas Gemüth sollen Sie mir nicht verdächtig machen! Wenn sein System von dem Flecken nicht zu reinigen ist, daß es einen innern Widerstreit des Rechts und Unrechtes in Gott hineinträgt, so hat Spinoza diesen Flecken nicht gesehen; er hat menschlich gefehlt, aber nicht wissenschaftlich gesündigt.

Lothar.

Lieber! Sie vergessen ja ganz die Großmuth! Diese war wirklich in Spinozas Gesinnung. Sein Rechtsgefühl blieb unentwickelt, aus dem sehr natürlichen, und sehr gewöhnlichen Grunde, weil er für seine Person darüber hinaus war, durch Rechts-Regeln vom Unrechtthun abgehalten zu werden. Er verachtete die blinden Begierden, die sich in verbrecherischen Handlungen äußern. Was wir Unrecht nennen, das ist bey ihm Schwäche und Thorheit.

Otto.

Das ist ja gerade dasselbe, was ich nur eben zuvor behauptete, als ich den mächtigen Unter-

drücker Schwach am Geiste, wenn gleich stark am Leibe nannte. Diesen Gedanken schreiben Sie nun selbst dem Spinoza zu; vorhin verboten Sie mir, dahin meinen Ausweg zu nehmen!

Lothar.

Antworten Sie mir! Gehört nicht bey Spinoza stets Denken und Ausdehnung zusammen? Bestimmen Sie Sich nicht des Ausdrucks: *modus extensionis et idea illius modi una eademque est res*? Erwähnten Sie nicht selbst vorhin, daß er stets vom Leibe auf den Geist schließt?

Otto.

Allerdings.

Lothar.

Vielleicht ist Ihnen selbst der Ausdruck gegenwärtig: *ordo actionum et passionum corporis nostri simul est natura cum ordine actionum et passionum mentis*. Er steht bey einem der ersten Lehrsätze des dritten Theils der Ethik.

Otto.

Ich erinnere mich.

Lothar.

Hatten Sie nun diese Verknüpfung, oder diese Parallele des Handelns und Leidens in

Körper und Geist genau fest! Nehmen Sie hierzu den Satz: die Handlungen des Geistes entstehen bloß aus adäquaten Ideen, die Passionen bloß aus inadäquaten. Und nun sagen Sie mir, der mächtige Unterdrücker, der furchtbar waltende Despot, hat er, als solcher, adäquate, oder inadäquate Ideen?

Otto.

Ich weiß in der That nicht, wie ich antworten soll. Als mächtig, als activ, muß er adäquate Ideen besitzen; als Unterdrücker und Zerstörer das Gegentheil.

Lothar.

Ergeben Sie Sich also nur darin: Epinoza ist hier inconsequent, und zwar auf eine merkwürdige Weise mit sehenden Augen. Denn er selbst redet irgendwo von Handlungen aus einem Affect, der eine Passion sey; und entwickelt bey der Gelegenheit ausführlich, die Handlung des Schlagens sey eine Tugend, sofern man sie physisch betrachte; die nämliche Handlung könne aber eben sowohl mit dunkeln, als mit klaren Vorstellungen verbunden seyn. Hierüber beruft er sich auf seinen zweyten Theil, aber gegen seine Gewohnheit nur unbestimmt, ohne genaue

Anführung eines Lehrsatzes. Ohne Zweifel schwebte ihm jene seltsame Physiologie vor, woraus er das Gedächtniß, und die Verknüpfung der Bilder in der Seele erklärt hatte. Und dieses Blendwerk hinderte ihn, wie es scheint, sich zu erinnern, daß nach seiner Theorie notwendig zu der tugendhaften Handlung des Schlägers auch eine tugendhafte Gesinnung in der Seele gehöre; und daß eben So zu den inadäquaten und dunkeln Vorstellungen der Letztern, eine Schwäche und Verleththeit im Organismus müsse gesucht werden.

Otto.

Was den ersten Punct anlangt, so liesse sich die tugendhafte Gesinnung, die Sie vermessen, nun allerdings bey dem Despoten wohl nachweisen.

Lothar.

Sollen Sie das wirklich unternehmen?

Otto.

Freylich fühle ich mich dabey etwas verlegen. Ich mag es kaum sagen, obgleich Spinoza es laut und wiederholt genug ausspricht: Die Tugend liegt im Streben nach dem eignen Nutzen. Der Despot, indem er für sich sorgt, ist also

ungenügend. Aber wie war es möglich, daß ich
bey dieser Lehre bisher nicht anstieß?

Lothar.

Sie ließen Sich durch die gewöhnlichen
Bewegungen aller Glückseligkeitslehre täuschen.
Der wahre Nutzen sey von dem scheinbaren zu
unterscheiden, und das höchste Gut bestehn in
der Erkenntniß Gottes; einem Gemeingute, wels
ches niemand Streit veranlassen könne.

Peter.

Und auch das nennen Sie Täuschung? Mich
dünkt, ich erhole mich wieder, indem Sie mir
diese herrlichen Gedanken ins Gedächtniß zurück-
führung; und dafür will ich gern den Mißgriff
betonen, denn ich so eben beging, als ich dem
Dogmaten eine ungebührende Gefinnung nachweisen
wollte. Epinoza mag also in jenem Punkte im
consequenzbleiben, wenn er nur dafür gesorgt
hat, uns in der Anschauung Gottes das höchste
Gut zu bereiten.

Lothar.

Unser Gespräch hat sich auf einen Punkt zu-
rückgewendet den wir schon früher berührten.
Sind Sie bereit, mir unbesangener Wahrheits-
liebe nachzusehn, was Sie an dieser Anschauung

des epinozischen Gottes, an diesem höchsten Gute eigentlich heissen?

Otto.

Die brechen mit uns unvollkommenen Auf-
fassungen? Doch, reden Sie!

Lothar.

Bei der Auffassung der Attribute Gottes ist
etwas vergessen, welches später nachgeholt wird;
nämlich die intellektuelle Liebe Gottes zu sich
selbst. Wie verhält sich zu derselben die Liebe
der Fremden unter den Menschen? Gott?

Otto.

Sie ist ein Theil von jener. Wenn die
menschliche Seele ist ein Theil des göttlichen
Denkens, und Gott ist eben so wenig ein fremdes
bei und äußerer Gegenstand der Betrachtung und
Berehrung für den Menschen, als die Liebe
in dem Menschen eine Kraft und Quelle der
Liebe (sagt Kant) die nicht die Kraft Gottes
selbst wäre. Dies sind ausdrückliche Lehren des
Epinoza.

Lothar.

Die Vollkommenen richtig. Wenn wir überhaupt
alle Liebe zu Gott, die sich in den menschlichen
Abbildern vermischen, zu einer Einheit

habe entzündendes Habs, das gestehe ich nicht zu begreifen; so mag man endlich oder unendlich, und eine Selbstliebe des Höchsten oder des niedrigsten Wesens seyn.

Otto. 39

Ich beschwöre Sie, hören Sie mich; und lassen Sie Sich von den falschen Beschuldigungen, die Sie gegen den Spinoza im Sinne haben mögen, noch bey Briten zurückhalten. Die Selbstliebe Gottes war es nicht, was mich entzündete; sie ist so erhaben, daß meine Gebärde vornehmlich suchen würde, sie zu erreichen. Aber welche wahrhaft göttliche Offenbarungen folgen mir weiter! Die Liebe aller Frommen zu Gott ist eins und dasselbe mit der Liebe Gottes zu den Menschen. —

Dem nach hat er nicht mehr als
Verzeihen Sie! Auch zu den nicht frommen
Menschen?

Otto.

Keine Störung! Ich bitte! Die Liebe der Menschen unter einander ist ebenfalls eins und dasselbe sowohl mit jener Feindlichkeit, als mit der Menschenliebe zu Gott; und endlich ist unsere eigene Selbstliebe eben sowohl ein göttlicher Zug

in und), als die gegenseitige Liebe der Menschen; hier ist kein Streit, denn alles ist in Gott. Hat es nun wohl jemals ein System gegeben, welches eine so vollkommene Harmonie stiftete zwischen Religion, Tugend und Glückseligkeit? Wie vereinigt diese Einheit! Wie einfach groß ist der Gedanke in seinem Grunde und in allen seinen Folgen! Warum doch stürzen Sie sich dieses klarer Licht ins Irren-Dreieck bringen zu lassen? Was wollen Sie, mit allen den kleinlichen Bedenkllichkeiten, mit allen den nutzlosen Speculationen, wodurch Sie sich und Andre mehr verwirren und eine augenblickliche Verlegenheit erkaufen, die sofort sich der ersten Befragung an den Hauptpunct des Systems wieder verschwindet? Erheben Sie sich doch endlich zu diesem Himmel der hellsten Helligkeit, worin Sie zugleich als Mensch für sich selbst, als Freund für alle Menschen, als ein Ausdruck des Urwesens in Ihm, dem Höchsten, wahrhaft leben, wahrhaft schauen und wahrhaft denken werden!

Lothar?

In der That! Personen von Ihrer Gemüthsstimmung ergeben sich einer Begeisterung

überflüssiges, nach meiner Ansicht aber ein gänzlich mißlungenes Streben.

Otto.

Dann lassen Sie hören, warum?

Lothar.

Sagen Sie mir: kann sich in einem der göttlichen Attribute etwas vermehren oder vermindern?

Otto.

Das wäre ungereimt im höchsten Grade.

Lothar.

Kann sich die intellectuelle Liebe Gottes vermehren oder vermindern?

Otto.

Keineswegs.

Lothar.

Es bleibt also von dieser Liebe stets ein gleiches Quantum in der Welt.

Otto.

Ohne Zweifel.

Lothar.

Befehle also, es sey von derselben zu wenig in meiner Seele: so wird dessen dagegen desto mehr seyn in einer andern; etwa in der Ihrigen?

Otto.

Das will ich hoffen.

Lothar.

Warum hoffen? Was liegt daran, wenn auch Sie vielleicht eine kleinere Portion davon enthielten; desto mehr wird sich bey Jemand einem Dritten oder Vierten antreffen lassen.

Otto.

Ich wenigstens werde suchen, mich in dieser Liebe, die mein wahres Wesen ausmacht, zu behaupten.

Lothar.

Sie werden aber auch nichts einzuwenden haben, wenn Jemand, der nun einmal weniger davon bekommen, nicht mehr verlangt?

Otto.

Meinen Freunden wünsche ich das Beste, und von dem Besten das Meiste, wenn sie es nur annehmen wollen.

Lothar.

Das heißt, Sie wünschen, daß in Ihren Freunden und in Ihnen selbst sich Gott mehr darstellen, daß ein größeres Quantum göttlicher Liebe in Sie und in Jene eintreten möge; — und, was unvermeidlich ist, daß ir-

gend welchen Anderen dagegen etwas entzogen werde.

Otto.

Welche Berechnung!

Lothar.

Die Spinoza wenigstens unterschreiben muß. Oder ist etwan nicht bey ihm ein Endliches das Beschränkende des Andern? Ist nicht jede Seele ein Theil, ein bestimmtes Quantum des göttlichen Denkens, bestehend noch überdrey aus kleineren Theilen, und zusammengesetzt aus mehreren Ideen?

Otto.

Diese Ausdrücke kommen freylich bey Spinoza vor.

Lothar.

Und Sie wollen doch wohl nicht an seinen Worten meistern, als hätte er nicht verstanden zu sagen was er meinte? Damit würden Sie Sich gerade in die Klasse seiner modernen Betrüger besserer hineinversetzen, die Alles verwirren, ohne irgend Etwas bessern zu können.

Otto.

Wie hängt denn das Alles mit Ihrer Drohung zusammen, das menschliche Leben müsse

sich nach Epinoza in einen bloßen Zeitvertreib auflösen, und der Mensch solle gar Nichts? —

Lothar.

Was kann der Mensch noch fordern, wenn sich die Summe des Guten in der Welt gar nicht vermehren noch vermindern läßt?

Otto.

Er soll seine Affecten bändigen.

Lothar.

Und wenn er sie nicht bändigte?

Otto.

Dann würde er nicht frey seyn.

Lothar.

Epinoza und Freyheit — wie kommen die zusammen? Etwa durch die bloße Ueberschrift des letzten Theils der Ethik: de libertate humana?

Otto.

Durch die Anweisung in diesem Theile, sich zur Anschauung und Liebe Gottes zu erheben.

Lothar.

Gesetzt diese Anweisung werde befolgt: gleicht es nun mehr Anschauung, mehr Liebe Gottes als vorher? Gesetzt sie bleibe unbefolgt: entsteht daraus ein Mangel, ein Deficit in der genannten

Wor-

Stetigkeit, oder Tugend, oder Glückseligkeit,
 oder Erkenntniß, — oder mit welchen andern
 Namen soll ich jenes höchste Gut des Spinoza
 noch bezeichnen, welches ohne alles menschliche
 Zutun vorhanden, unter unendlich vielen end-
 lichen Vernunftwesen vertheilt, in einem bestän-
 digen Wechsel dieser Vertheilung begriffen, und
 durch unabänderliche Naturgesetze dieses Wechsels
 in verschiedenen Formen umhergetrieben, aber
 seiner Vermehrung noch Verminderung fähig ist?
 Von Naturgesetzen war vornehmlich auch Spi-
 noza getrieben, als er eine Ethik schrieb; da
 aber die Natur, seiner Meinung nach, keine
 Zwecke hat, so ist auch die Ethik zwecklos; der
 ganze Spinoza selbst war ein Spiel der Natur;
 und das ganze Menschengeschlecht ist ein Spiel
 unter Gott, der sich, vermöge seiner innern
 Unruhe, in allerley Gestalten umherwirft, ohne
 dadurch weder für sich, noch für irgend Jeman-
 den etwas zu erreichen.

Otto.

Hieran ist allerdings etwas Wahres. Die
 Menschen, als Individuen, haben sehr wenig
 Werth; es ist an ihnen nichts Bleibendes, außer
 der Idee von ihrem Wesen, so fern dieses in

dem Wesen Gottes mit ewiger Nothwendigkeit gegründet ist. Hingegen Einbildungskraft und Gedächtniß verschwinden mit dem Erdenseiety sie hängen zusammen mit den Vorstellungen der Affectionen des Leibes.

Lothar.

Gehn Sie nur noch wenige Schritte weiter, und wir werden auf dem Punct kommen, der Ihnen vorhin Gegenstand einer Frage zu seyn schien. Erinnern Sie Sich nicht an den Epikurischen Dichter, der nach einer Krankheit seine früheren Tragödien nicht mehr für die feinigern erkante? Spinoza zieht zu verstehen, daß er aus dieser und ähnlicher Erfahrungen willen nicht geneigt sey, die Identität der Person auch nur während des irdischen Lebenslaufes anzuerkennen. Und wie könnte er es auch? Da die Theile des Leibes in stetem Wechsel begriffen sind, die Seele aber auf den Vorstellungen von diesen Theilen beruhen soll, so ist sie offenbar nichts Beharrendes, sondern es ist in ihr, als einem Aggregat von Gedanken, eine stete Zunahme und Abnahme. Dies ist, wenn ich nicht irre, gerade das, was Sie vorhin bemerken.

Otto.

In der That, das ist's. Aber Sie, anstatt mich aufzuklären, wollen mich am Spinoza nüttere machen, den Sie sogar mit dem argen Napoleon vergleichen!

Lothar.

Sollte das flüchtige Wort Sie verlegt haben? Dann darf ich Ihnen kaum sagen, daß ich nicht sowohl die beyden Männer, als deren Bewunderer verglich; die so lange nicht eine gewaltsame Enttäuschung eintritt, auch die deutlichsten Warnungszeichen absichtlich verkennen, um nur nicht aus der Veräanderung gerissen zu werden, in der eine ungeheure Reue ihnen als wahre Strafe erscheint. Dieses Stammen muß etwas unglaublich Angenehmes haben; so schließe ich aus meiner Beobachtung Anderer, denn mir selbst ist durch eigenes Gefühl davon wenigstens auch die letzte Anwandlung bekannt geworden. Eben darum lassen Sie sich verzeihen, Lieber! Mich betrübt es ja nicht, wenn Sie mir die Anschauung absprechen; die nach Ihrer Meinung die Bedingung alles Philosophirens seyn soll.

Otto.

Otto.

Nun wohl, wir müssen beyde mit einander Geduld haben. Und da wir einmal so tief ins Gespräch gerathen sind, so gebührt sich, die schon erhobenen Fragen wenigstens so weit zu verfolgen, daß Jeder des Andern Meinung erfahre.

Lothar.

Auf welchen Punct trifft denn eigentlich Ihre Bedenkllichkeit, auf das Ich, oder auf die Seele?

Otto.

Was meinen Sie mit dieser Unterscheidung?

Lothar.

Dies, daß Spinoza in Ansehung der Seele Unrecht, in Hinsicht auf das Ich aber größtentheils Recht habe.

Otto.

Was höre ich? Sie geben dem Spinoza auch einmal Recht?

Lothar.

Wir gilt das Ich nur für eine Complexion von Vorstellungen, die dem Wachethum und der Abnahme, überdies einer mannigfaltigen Umwandlung durch sehr verschiedenartige Reflexio-

nen, unterworfen ist. Ja ich würde mich viel leicht dem Optimo in diesem Punkte um eben so viel nähern, als ich mich von Tichten entferne, wenn nicht die Einheit der Seele der feste und dauernde Sitz wäre, worin die Tugend ruht, daß in ihr ein festbestimmter Charakter, und ein stetiges moralkches Selbstbewußtseyn möglich ist.

Otto.

Das moralkche Selbstbewußtseyn gerade ist der Punkt, um den sich meine Bedenklichkeiten drehen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die schönsten Erhebungen unseres Geistes, die kräftigsten Entschlüsse, die erhabensten Thaten, so fern sie aus der Phantasie zum wenigsten eben so sehr als aus der Bornunft ihren Ursprung nehmen, und dem Gedächtniß gleichsam als innerliche Zeichen unserer Persönlichkeit anvertraut werden, — sich in uns selbst einem unmerklichen Veralten, ohne Auflösung überliefern, aus welcher keine Rettung möglich ist, da die ganze Person, als Zeitwesen, dem nämlichen Wechsel unterworfen ist, dessen sichtbare Spuren sich dem Leibe von Jahr zu Jahr deutlicher aufdrücken. Was thut nun der Geist,

wann er sich der Thaten seiner Jugend rühmt
 seinen kräftige Mann ist verschwunden; und
 dieses Alter ist ein Thon mit seiner Klage, daß
 ihm jetzt nur die Nerven und Muskeln fehlen,
 um denselbe zu seyn wie ehemals! Gewand: umge-
 kehrt, weil ihm Nerven und Muskeln den
 Dienst versagen, soll er aufwachen aus dem
 Traum von einer frühern Persönlichkeit, die
 ihm gehöre, ihn schwäche, ihn tröste, und ihm
 die Leiden des Alters verführe. Das ist fremder
 Schmuck und fremde Heiterkeit; und wenn ein
 edler König, ein dankbares Vaterland in dem
 Alter noch den Jüngling belohnen, so rufen
 auch sie einen Schweiger an eine fremde Tafel,
 während sie schicklicher eine Todtenfeier anord-
 nen würden, um eine ersthene Kraft zu preis-
 sen, die aus jenen, noch umherschleichenden,
 marklosen Knochen längst entwichen ist. Das
 sind Wahrheiten von einer so bittern Art, daß
 ich ihnen entfliehen möchte, wenn nicht der
 Satz: Leib und Geist sind Eins, und den glei-
 chen Perioden der Entwicklung und Auflösung
 unterworfen, alles Entfliehen unmöglich machte.

Lothar.

Nein, Lieber! das sind eben so wenig Wahr-

heiten, als das Recht einkerkel mit der Gewalt, der Mensch ein bloßes Naturspiel, das Streben nach dem Bessern eine Thöricht, und Spinozas Urwesen eine wahrhafte Gottheit ist.

Otto.

Neben Sie weiter! Warum ist Spinozas Urwesen keine wahrhafte Gottheit?

Lothar.

Zuerst: weil er nicht gütig seyn kann.

Otto.

Und weshalb das nicht?

Lothar.

Weil keine Gütigkeit für sich selbst forgt; und weil Spinozas Gott Niemanden hat, als sich selbst.

Otto.

Wenn dies das Erste, was ist das Zweyte?

Lothar.

Spinozas Gott ist nicht heilig.

Otto.

Was fehlt ihm zur Heiligkeit?

Lothar.

Die Reinheit und die Würde.

Otto.

Was finden Sie Unreines in ihm?

Lothar.

Den ganzen Naturlauf, die ganze Endlichkeit im Unendlichen, den ganzen Uebergang aus abducaten Ideen zu inadäquaten, die ganze Unruhe der Körperwelt.

Otto.

Was fehlt an der Würde?

Lothar.

Schauen Sie selbst mit Spinozas Augen in seinen Gott hinein! Fragen Sie Sich, was dieser Gott sehe, wenn er Sich sieht? Wie ist seine eigne Ichheit, seine eigne Persönlichkeit, wenn wir einen solchen Ausdruck wagen dürfen, beschaffen? Das letzte Object, worauf der Blick ruhen kann, ist die Körperwelt; und das Höchste, wozu er sich erheben mag, ist Selbstschauung und Selbstliebe.

Otto.

Sie wagen zu viel. Es ist allzuweit, in Gottes Selbstbewußtseyn hinein schauen zu wollen.

Lothar.

Wer anders als Spinoza ist Schuld an dieser mehr als dreisten Keckheit? Zwar das ist ein Erbfehler der Menschheit, von Gott mehr

wissen zu wollen, als man wissen kann; aber wenn Andre ihre Visionen in poetischen Bildern ausdrücken, und in das Allerheiligste nur durch einen Schleier zu schauen glauben, geht dieser Mann mit der Wissenschaft der größten profanen Mächtigkeiten, ja mit einem Schein von geometrischer Methode, an das gigantische Werk, die Welt sowohl dem Leibe als der Seele nach aus Gott herauszuschneiden.

Otto.

Was helfen alle Ihre harten Worte? Geseht auch, ich könnte wünschen, daß Spinoza Unrecht habe, so führt der Wunsch zu Nichts. Denn die Sache ist nun einmal so! Die theoretischen Lehensätze stehn fest; die praktischen Folgerungen müssen wir uns gefallen lassen.

Lothar.

Wollen Sie einmal versuchen, nur einige Wochen in dem Wunsche zu verharren, daß Spinozas Lehre falsch seyn möchte; so bin ich überzeugt, die theoretischen Sätze werden gar bald vor Ihren Augen aus allen Fugen weichen, und Sie werden kaum begreifen, wie man ein so unzusammenhängendes, und auf gar keiner

wenn nun dergestalt sey, daß dem ersten Grunde begriffe sich Alles unterordnen möge, was in der Erfahrung gegeben war. Sehn Sie nun den Unterschied einer Ansicht von einem Systeme?

..... Otto,

..... Noch nicht ganz.

..... Lotzar.

Die Ansicht geht aus von einem Begriffe, der den Gesichtspunct bestimmt; das Mannigfaltige, aber, was von diesem Punkte aus zu sehen ist, muß sich in der Erfahrung finden; es muß sich alsdann nach dem Hauptbegriffe fügen und schicken; es ist also ein Stoff, den der Denker nicht macht, sondern verarbeitet. Sollte Spinozas Lehre ein System werden, so müßte sich in der unendlichen Substanz eine Nothwendigkeit zeigen, daß sie gleichsam auseinander gehe in Ausdehnung und Denken; jetzt aber zeigt Spinoza umgekehrt, daß Ausgedehntes und Denkendes Platz nehmen müsse in der Substanz, weil es nun einmal da sey, und nirgends anderwärts bleiben könne. Sehn Sie nur den Beweis an, der für das Theorem: Denken ist ein Attribut Gottes, im

zweiten Theile der Ethik geführt wird. Wie lautet er?

Otto. —

Die einzelnen Gedanken, nämlich dieser und jener Gedanke —

Lothar.

Schon genug! Sie sehen, daß hier die einzelnen Gedanken als aus der Erfahrung bekannt vorausgesetzt werden. Dazu wird die Stellung gesucht, welche denselben in der unendlichen Substanz könne angewiesen werden; und nun ist es allerdings das kürzeste und bequemste, ein unendliches anzunehmen, das jenem Endlichen gleichartig, und aus welchem das letztere entkommen sey. Der Beweis für das zweite Theorem: Ausdehnung ist ein Attribut Gottes, wie lautet er?

Otto.

Er soll denselben Weg nehmen, wie jener.

Lothar.

Also werden wir anfangen müssen: die einzelnen Körper, oder dieser und jenen Körper — das heißt, wie werden auch hier erst durch Erfahrung gelernt haben müssen, daß es Körper giebt; alsdann aber kostet es keine

Wahrheit, auch zu diesem Endlichen: Das Entspringende im Unendlichen anzunehmen, und jenes als aus diesem herausgehoben zu betrachten.

Otto.

Aber das Herausheben, wie geschieht es?

Bohlar.

Die Frage wollte ich Ihnen eben wiedergeben.

Otto.

Wirklich habe ich niemals recht begriffen, wie man die Unendlichkeit aus dem Endlichen herausheben kann, oder auch das Endliche im Unendlichen herausheben kann.

Bohlar.

Haben Sie denn gehört, was durch Opfersonnen zu verstehen ist?

Otto.

Ich glaube ihn hierüber noch nicht richtig zu verstehen.

Bohlar.

Lieber! Sie haben ja zwey gesunde Augen. Tränen Sie doch dieser Augen; und suchen Sie nicht Geheimnisse, wo keine sind.

Otto.

Was helfen meine leblichen Augen, um das Endliche im Unendlichen anzuschauen?

Warum denn sehen Sie immer von neuem voraus, daß Spinozas Heringspinnste Wirklichkeiten, und daß solche auf irgend eine mögliche Weise anzuschauen sind? — Aufsätze dessen nehmen Sie Ihr Vach; lesen Sie es; und suchen Sie mit Hilfe der weiblichen Natur den Satz und die Folge von der Schriftsteller anfangs; Sie über den Gegenstand, der Ihnen Schwierigkeit macht; zu berichten. Hüthen Sie Sich dabey, dem Anton Ihre eigenen Gedanken zu leihen! Hüthen Sie Sich, ihm Brücken zu bauen, über die er bequem gehen könne; sonst werden Sie niemals gewahr werden; wo er springe.

Orto.

Für jetzt erwidere ich mich nur, weshalb bey dem acht. und zwanzigsten Satz des ersten Theils der Ethik angestanden zu haben; wo ich aus dem Unendlichen auf einmal in das Endliche versetzt, und wo mir gezeigt wurde, was ich von selbst versteht, daß die endlichen Dinge nicht von der absoluten Natur eines unendlichen göttlichen Attributes herrühren können, sondern daß eine unendliche Reihe von Endlichkeiten Statt

Ableitung des Endlichen gar nicht fragen; sondern es sey aus der Erfahrung bekannt; und jetzt werde ihm nur die Stelle angewiesen, die es unter den gemachten Voraussetzungen einnehmen könne. Aber das genügt mir nicht.

Lothar.

Genug fürs erste, wenn Sie nur sehen, daß es dem Spinoza genügt.

Otto.

Sollte es denn gar nicht nach einem System gestrebt haben? Sein Werk befolgt ja doch diejenige Methode, welche zu seiner Zeit für die allerstrengste gehalten wurde.

Lothar.

Wir wollen lieber nicht zu genau untersuchen, wie er diese Methode gebraucht hat; sonst würden wir eine beynahe endlose kritische Arbeit beginnen.

Otto.

Aber was kann Tiefsinnigeres gedacht werden, als der Anfang der Ethik, bis zu jener verdächtigen Einmischung des Endlichen in das Unendliche. Welche glückliche Exposition aller

Hauptgedanken gleich in den ersten Definitionen und Axiomen!

Lothar.

Welche offene Darlegung von unabhanglichen Begriffen und falschen Axiomen, die den besonnenen Leser gleich im ersten Augenblicke zur Kritik reizen; damit er ja nicht hoffe, ein System zu finden; dessen erste Anfangspunkte im Gegebenen liegen; und dessen Demonstrationen das Unbekannte enthüllen; sondern eine Ansicht, die mit vortreflichen Schulbegriffen anhebt, und in diese das Gegebene und Bekannte hineinbringt. Diese heillosen Art zu philosophiren kandigt sofort gleich ein Buch an, das nicht bloß zeigt, wie man eine Ethik nicht schreiben, sondern auch, wie man ein System nicht aufbauen soll.

Otto.

Wogar bis auf die vorderste Schwelle verfolgen Sie Ihren Gegner! Aber ich bleibe dennoch fürs erste im Hause; und das Höchste, was Sie über mich gewonnen haben könnten, wäre dies, daß ich mich noch einmal bey guter Ruhe darin umsehe, und zu erforschen; ob etwa Reparaturen nöthig sind; und was sie kosten können.

Lothar.
 Unter allen Gebäuden, glaube ich, sind die
 Lehrgebäude am schwersten zu repariren.

Otto.

Aber auch am schwersten zu verlassen.

Lothar.
 Überdies: Überdies denken Sie zu verlassen, der
 wohnt schon nicht mehr darin. Und wenn Sie
 am Ende gerathen fänden, anzunehmen, so dürf-
 ten Sie, wenigstens, auf mich die Schuld nicht
 schieben. Denn schon vor unserm Gebürche
 hatten Sie an einigen sehr nöthigen Stellen
 Ihrer Gewölbe gerüttelt, indem Sie die Ver-
 knüpfung des Endlichen mit dem Unendlichen,
 und die unsterbliche Persönlichkeit des Menschen, für
 heftiglich angriffen. Ja selbst als Sie das Böse
 so schmalzig hinwegzugneten, waren Sie nicht
 mehr weit entfernt von der Frage: ob denn
 auch das Gute in Ihrem Systeme zu finden
 sey? Bizar, werden wir beide nicht in dem
 Sinne, das Böse dem Guten anheften, als ob
 ohne Hölle kein Himmel, ohne Satan kein
 Gott sey, oder, abgesehen von dem realen und
 übernatürlichen Bösen, scheint doch derjenige wenig

Sinn für das Gute zu haben, denn das Widerspiel desselben tritt einmahl in den Gesinnungen und Handlungen so mancher Menschen auf fällt.

So viel muß ich bekennen: Ich fürchte mich ein wenig vor der Revolution der praktischen Seite metner geliebten Ethik? Neuester ungern möchte ich Flecken an ihr finden; und doch ist mir mein gesunder Menschenverstand noch lieber als jedes System. Vollends unerträglich aber würde mit ein System werden; das sich nur durch Winkelzüge helfen könnte.

Potsdam.

Winkelzüge werden Sie wohl nicht finden; vielmehr ist eine Lückerteile der Gesinnung beim Epithozu unverkennbar, die stets mit dem Mante verfährt, wie sehr auch die Lehre abstoßt. Aber ein unwillkürliches Streifen zu unbilligen Lehrensagen, die unabhängig von seinen Prinzipien längst bekannt wären; und ein Verdecken des Schlechten und des Bösen hinter den allzu klumpflichen Benennungen von Schwäche, Affect, Leidenschaft; — allerley Versuche von physikalischen

glicher Erklärung, wo ein strenges Verdammungs-
Urtheil am rechten Plage gewesen wäre: das,
glaube ich, werden Sie Sich nicht länger ver-
bergen, wenn Sie einmal den Glauben an Epi-
nosas theoretische Behauptungen hey Geite, so eben
bloß mit Ihrem gesunden Menschenverstande
das Praktische prüfen wollen.

Wird denn diese Vermischung des Praktischen
und Theoretischen möglich seyn? Mich dünkt,
hey Epinosas ist beydes so in einander verwach-
sen, daß sich eins vom andern gar nicht geson-
dert lassen läßt.

Entscheidung

Ja und Nein: je nachdem Sie's nehmen.
Wir Alle fordern, indem wir prüfen, und horz
in, denke ich, treibt uns ein richtiges Gefühl,
welches die sitzliche Beurtheilung nicht von dem
teiler Metaphysik will abhängen lassen. Aber die
meisten Systeme sträuben sich gegen die Schei-
dung; sie scheinen den Preis ihrer Anstrengung
in Bestimmungen über das Gute und Böse zu
suchen, die entweder längst klar und anerkannt,
oder ja neuen desto verworfflicher sind. Auch

Gedante, des alles umwerfen würde, was ich
vorhin aufs Bestimmteste behauptet hatte; und
der zugleich eine schlimme Thundung bestätigt, die
ich mir nicht gesehen wollte.

Lothar.

Wovon reden Sie?

Otto.

Von jenem, mir längst verdächtigen Punkte,
dem Endlichen in dem Unendlichen.

Lothar.

Ich errathe was Sie scheitelt, und Sie schei-
nen im Begriff dem Spinoza einen Vorwurf zu
machen, der allen meinen Tadel an Härte über-
trifft.

Otto.

Diese Wehrheit von Dingen, die Mutter
des Bösen, entsteht eben in jenem Zerfallen des
Unendlichen in zahllose Endlichkeiten. Die Na-
tur in Gott — sie ist ein bleibendes, und mehr
als petäbnliches Böses; denn alles was ein ab-
gesondertes Leben hat, die ganze Menschheit
mit inbegriffen, mit Einem Worte, die sämt-
lichen zahllosen Personen in Gott, sie führen
entweder wirklich den Krieg Aller gegen Alle,

oder sie könnten ihn führen; die Möglichkeit des Hasses ist durch ihre Vereinzlung gegeben, ohne daß die Möglichkeit der Liebe im geringsten wächst. Gott ist nur in seiner Einheit, Unendlichkeit, Unwandelbarkeit, Untheilbarkeit, wahrhaft Gott; aber die Vielheit in ihm vermag nicht wieder herzustellen, was die Vielheit verdirbt. Diese Vielheit ist gerade das, was nicht seyn sollte; sie ist die ewige Lüge, wie die Einheit ewige Wahrheit. Und ist es nicht entsetzlich zu denken, entsetzlich zu sagen, — die Lüge ist ursprünglich verwachsen mit der Wahrheit! Wir haben einen Pantheismus, und eben darum einen Pan-Satanismus!

Lothar.

Wenn Sie darin Recht hätten, so wären Spinoza und Daub nahe Nachbarn.

Otto.

Lassen Sie mich jetzt! Mein ganzes Gemüth ist in Bewegung; ich muß fort, mich zu sammeln.

Lothar.

Vernehmen Sie noch ein Wort, um Sich eher zu beruhigen. Nur in der Voraussetzung,

Spinoza's Urwesen sey wahrhaft Gott, sind Sie auf Ihren empfindenden Gedanken gestossen. Haben Sie die Voraussetzung hinweg, so wird die Folge verschwinden. Jenes vermeinte Urwesen ist weder gütig noch rechtlich; es ist bloß stark und, wie es scheint, seiner selbst sich bewußt; in diesem Selbstbewußtseyn aber liegt noch oben-drein eine grobe Täuschung verborgen, die wir für jetzt unberührt lassen wollen. Können Sie Sich nur einmal der Bewunderung jener allgewaltigen Stärke erwehren; so werden Sie auf dem Boden Ihres bisherigen Systems weder das Gute noch das Böse finden, sondern bloß das Gemeine. Diese Bemerkung aber, die für eine Naturlehre ohne alle Bedeutung seyn würde, enthält für eine Ethik den schärfsten möglichen Tadel. Und so liegt am Ende der größte Fehler darin, daß Spinoza, der nichts weiter als eine Natur-Ansicht besaß, es unternahm, eine Ethik zu schreiben.

Otto.

Noch einmal, lassen Sie mich! Doch auf baldiges Wiedersehn! Mit Ihnen muß ich weiter reden; auch mit den Brüdern Karl und

Ludwig I***, wohnt der eine sich mit Kant,
 der andre vorzüglich mit Fichte beschäftigt.
 Kann ich bey Spinoza nicht bleiben, so mö-
 gen mancherley Meinungen auf mich wirken,
 bis ich irgendwo Ruhe finde. Leben Sie
 wohl!

Zweytes Gespräch.

Karl.

Du bist noch allein?

Ludwig.

Es ist noch nicht spät. Auch hat Lothar sagen lassen, seine Geschäfte würden ihn heute vielleicht ungewöhnlich lange aufhalten.

Karl.

Sobald er kommt, erneuert sich gewiß zwischen ihm und Otto das Gespräch, in welchem kürzem beide so warm geworden sind.

Ludwig.

Und ich werden unsern Beitrag geben.

Karl.

Nur werds nicht heftig. Liebt! Bruder! du

Ludwig.

Du bist der ältere; und magst ein gutes

Beispiel aufstellen. Auch bekenne ich, Deine Kantischen Ansichten haben den Vorzug, Dir das zu erleichtern. Du ziehst Dich hinter eine große und breite Unbegreiflichkeit zurück, die in der intelligibelen Welt liegt; und hörst uns Andern lächelnd zu, wie wir uns auch bemühen mögen, die Natur in ihrer Verührung mit dem Guten und Bösen aufzufassen.

Karl.

Wenn Dir dieselbe Unbegreiflichkeit etwas kleiner und schmaler erscheint, was ist damit gewonnen? Warum doch hast Du Dich von Fischen verletzten lassen, jene Grenzen, die Kant so scharf bezeichnete, zu überschreiten? Warum fällt Otto in den veralteten Spinozismus zurück? Und was will nur Lothar, der die Strenge des Sittengesetzes weder ableugnet, noch in ihrer vollen Würde anerkennt; und der in der Erfahrung, die im Raum, Zeit, und den Kategorien ganz deutlich dasteht, allerlei Schwierigkeiten findet, wovon Niemand etwas sieht, als er? Will er etwan neue Formen der Sinnlichkeit, und neue Kategorien erfinden? Dazwischen sind wir sicher!

Ludwig.

Mein guter Bruder, Du wirst schon jetzt etwas lebhaft!

Karl.

Desto ruhiger wirst Du mich nachher sehn. Während Andre sich vergeblich abarbeiten, unterhalte mich das Schauspiel, was sie geben. Bin ich aber allein, dann freylich überfällt mich oft die schmerzliche Empfindung, wenn ich bedenke, wie die Umrise der Menschen auch gegen die höchsten Vorschriften unbändig ankämpfe; und wie selbst die weit verbreiteten Wirkungen des größten Verdienstes allmählig von ihrem Glanze verlieren!

Ludwig.

Du siehst da Böses; wo ich Gutes. Denn mir gefällt die stets rege Thätigkeit des Menschengelstes, selbst in ihren unweisen Producten.

Karl.

Böses sehe ich nirgends, außer in geradem Streite mit dem Sittengesetze. Das, wovon ich sprach, ist Irrthum und Thorheit.

Ludwig.

Nur Irrthum und Thorheit? Ich bin zwar sehr zufrieden, wenn Du uns Andern nicht noch

etwas Schlimmeres zu Raft legt. Aber ich
wunder mich darüber.

Karl. ...

Wie so?

Ludwig. ...
... Wäre ich von der Zulänglichkeit der Kant'schen Lehre eben so überzeugt, wie Du; so wäre
de: ich sagen: alle Philosophie: Karfelle, abgerech
net von der Kant'schen selbst, in: wey: Theile,
in: einen: vor: Kant, und: des: andern: nach: ihm;
jener: zwar: ist: Irthum, den: man: schon: aus:
dieser: hingegen: ist: Schuld; die: keine: Nachsicht
verdient.

Karl. ...

Warum keine Nachsicht?

Ludwig. ...
... Das Licht ist angezündet, und man will
dennoch nicht sehen.

Karl.

Man will nicht? Wer will nicht?

Ludwig. ...

Wie Alle, die wer die Kant'sche Philosophie
zwar kennen, aber ihr dennoch nicht anhängen.

Karl. ...

Ob Ihr, die Kant'sche Philosophie, kennt,

mag dahin gestellt seyn. **Karl** Schriften streng
lich habt. Ihn gelesen; und zum Verstehen sehet
es Euch nicht an Kopf; Ihr solltet also verste-
hen; und das Verstandene verstehen. Ob Ihr
nun nicht verstanden, oder nicht vergehalten
habt; und woran in jedem dieser beiden Fälle
die Schuld liege, das möge Ihr mit Eurem
Gewissen auswachen.

Ludwig ...
Also ist ja doch von einer Gewissens-Sache
die Rede.

Karl ...
Gewiss! Aber nicht vom eigentlichen Blosse
Das würde erst eintreten, wenn Ihr die Wahr-
heit der Kantischen Lehre mit klarem Bewußt-
seyn erkannt; und eben im Erkennen verfangen
hättet.

Ludwig ...
Oft doch! Empörung wider klare Erkennt-
niß ist teuflisch, aber nicht menschlich böse. Und
das Teuflische ist unmöglich. Du selbst mußt
es dafür erklären, nach den deutlichen Worten
Deines Meisters.

Karl ...
Allerdings geschieht eben so wenig das Teuf-

nische, als der Trüffel existirt. Aber ich muß dich fragen: Was nennst Du denn Böse?

Ludwig.

Es beruht gänzlich auf dem Nicht-Gebranch der freyen Reflexion. Sobald wir auf dem höchsten Reflexions-Puncte einmal stehen, alsdann sehen wir nicht bloß, was gut ist, sondern wir wollen es auch unfehlbar; desgleichen; sobald wir in die niedere Gegend herabgesunken sind, dann fehlt uns unvermeidlich die rechte Einsicht, und mit ihr der rechte Wille. Ob wir aber auf diesem oder jenem Puncte stehen, dieses ist das Werk unserer Freyheit, die das Gute schafft, indem sie handelt, und das Böse, indem sie anthätig bleibt. Nun giebt es allerdings nur Menschen eine ursprüngliche Trägheit zur Reflexion; und ein wahres, seltnes Wunder muß geschehn, — das heißt, ein durch nichts zu erklärender Act der Freyheit, — wenn die Trägheit soll überwunden, der Geist erhoben, der Blick erweitert und der Wille gehessert werden. Gesezt aber, in irgend einem unter den Menschen sey dieses Wunder wirklich geworden, so ist nun für Alle gerade das gewonnen und erworben, woran es ihnen bis dahin fehlte: nämlich

ähnlich das Bewußtseyn ihrer Kraft; die Abhängigkeit für ein erhabenes Muster; und des Antriebs; denselben nachzunahmen. Auch jetzt noch hängt es von ihrer Freyheit ab; dem Antriebe Folge zu leisten, oder nicht; sie können selbst nachdem sie zur Reflexion geweckt waren; diesen selbst wieder für sich verdankeln; und hier gerade finde ich den Sitz des Bösen; während wir jene ursprüngliche, noch zu keiner Thätigkeit angeregte, und in ihrer Trägheit ruhende Reflexion, wohl mit dem geländerten Namen eines Nebels bezeichnen können, so daß ein radikales Böse in die Seele Eures Kantischen radikalen Bösen treten wird.

Was die Freyheit betrifft.

Was Sie spricht: Flieht die Sittenlehre; darauf muß ich die gleich eine Bemerkung entgegen stellen; die ich schon beyin Lesen Ihres Buchs machte. Sichte, mit allem seinen Freyheits-Eifer, schadet dennoch der Lehre von der Freyheit; indem er sie aus dem helligen Dunkel, worin sie ihrem Wesen nach vorborgen liegt; mehr aus Licht hervorziehn will. Schon darin begehrt er einen großen Fehler; daß er ein unmittelbares Bewußtseyn unserer Freyheit annimmt, wäh-

reich es doch nur das Sittengesetz ist, welches
 uns jene verbürgten; Aber was soll ich, während
 davon denken, daß jene Reflexion, in welcher das
 Gute entspringen soll, durch einen Andern, selbst
 an uns ihrer Echtheit geweckt, und angetrieben
 werden? Nicht. Du kennst nicht, daß hier die
 Freiheit auf eine Stufe gestellt wird, von der
 sie notwendig heruntersinken muß. Dies ist die
 erste Stufe der Vernunft.

Wie so? Erkläre Dich deutlicher.

Durch unternimmt Fichte, dasjenige, was
 dein viel genauer zu beschreiben, als es beschrie-
 ben werden kann; indem er es in ein Reflecti-
 ren, einen Act des Denkens setzt. Dann giebt
 er uns das Eine dem Andern Gegenstand des
 Denkens werde, indem derselbe als ein Muster
 auftritt, das die Andern mit Achtung betrachte-
 ren. Aber in dieser Achtung, ja schon in dem
 bloßen Auffassen des Besseren an dem hervor-
 getretenen Muster, liegt gerade die nöthliche
 Reflexion, welche man setzen sollte. Du erin-
 nere Dich, daß Einerseits Fichte eine Bildsam-
 keit des theoretischen Vermögens annimmt, was
 durch die Acte des Denkens einer Causalität von

Außen zugänglich werden; und daß er anderer-
 seits das Wollen von der Reflexion ganz abhän-
 gig macht, indem unter der Voraussetzung eines
 gewissen Reflexionspunktes nur das demselben
 angemessene Wollen möglich sey. Siehst Du
 jetzt, wie vest sich die Kette schließt? Jemand
 ist für mich Gegenstand der Betrachtung; er
 seht mich als Muster. Ich reflectire auf
 ihn nach Wesen meines theoretischen Vormu-
 gens; hiemit bin ich aus der ursprünglichen
 Trägheit herausversetzt, meine Reflexion ist wach;
 und mein Wille ist gut — weil er nicht anders
 kann. — Du fragest? — Wohlan, siehe nach, ob
 das folgende deutlicher seyn wird. Meine
 wachende Reflexion verbunkelt sich wieder. Wie
 ist das möglich? Durch bloße Trägheit, welche
 das radikale Uebel im Menschen seyn sollte?
 Aber die Trägheit verlichtet nicht, was einmal
 vorhanden ist; im Gegentheil, sie bleibt in dem
 gegenwärtigen Zustande. — Darum gerade, weil
 die Materie träge ist, verharrt sie nicht allein
 in der Ruhe, sondern auch in der begonnenen
 Bewegung; sie setzt den einmal angefangenen
 Lauf unablässig fort, in gleicher Richtung und
 Geschwindigkeit. Nichts aber war ein schlechter

Phyiker; sonst hätte er einsehen müssen, daß seine träge Reflexion, einmal angeregt, nie durch sich selbst in den vorigen Zustand zurückfallen könne. Demnach würde der einmal gebesserte Mensch fortdauernd gut bleiben, das empfangene Licht würde in ihm stets fort leuchten, — nicht aus Freyheit, sondern aus Trägheit! — Um endlich alles mit Einem Worte zu sagen: Diese zwey, die Freyheit und die Trägheit, sind contradictorische Gegentheile; derjenige ist frey, der nicht trägt, und dasjenige, was nicht frey ist, das ist nicht frey. Daraus entsteht ein vollkommener Widerspruch, sobald man beyde Prädicate dem nämlichen Subjecte zuschreibt, und diesen Widerspruch hat Fichte begangen.

Ludwig.

Ist es wirklich mein Bruder, der da redet, oder ist es vielleicht Lethar?

Karl.

Ich bin es, und kein Andreer.

Ludwig.

So besinne Dich an ähnliche Einwürfe, die man Dir so oft gemacht hat. Wie manchemal schon konntest Du Dich allein durch die zugegebene Unbegreiflichkeit der Freyheit retten, wo

man Dir Widersprüche in Deinen eigenen Behauptungen nachgewiesen hatte. — Glaube mir, guter Bruder, in diesem Punkte stehn wir beyde auf gleicher Hyle. Man wird Dir, wie mir, in tausend Wendungen immer denselben Gedanken wiederholen, nämlich daß die Identität eines Gegenstandes mit sich selbst, aufgehoben sey, sobald man ihm gestatte, in seinem eignen Was und Wie nur das Geringste zu ändern. Wir werden das niemals leugnen können; wir werden aber auch niemals darauf hören wollen. Denn wir wollen nun einmal die Freyheit behaupten; darum will sie mit unsern Begriffen vom Sittlichen zusammenhängt.

Karl.

Gewiß, darin sind wir völlig einverstanden.

Ludwig.

Weniger wohl darin, daß in der freyen Reflexion die Anfänge des Guten und des Bösen liegen. Aber Du wirst jetzt verstehn, weshalb ich das Nicht-Besthalten einer einmal gefundenen Wahrheit, läse vorsehe!

Karl.

Ohne Zweifel darum, weil das Zurückfallen

aus dem Zustande der Reflexion; Dir als der
Sitz des Bösen erscheint.

Ludwig.

In der That, da ich alles Gute in einem
höheren Denken entspringen sehe, so kann ich
nicht umhin, die Fahrlässigkeit, welche an der
Verdunkelung schon gewonnener Erkenntnisse
Schuld ist, aufs härteste zu tadeln, ja sie wie
ein wahres Verbrechen zu verurtheilen.

Karl.

Aber fähst Du denn nicht, wie sehr ich Dir
Unrecht thun würde, wenn ich wirklich Deine
Fahrlässigkeit in Beziehung auf Kants Philoso-
phie, Dir so hoch anrechnen, wenn ich Dich
deshalb böse nennen wollte? Mich dünkt, eben
hierin hast Du Dir die Widerlegung Deiner
Ansicht so nahe gelegt als möglich.

Ludwig.

Zeige mir nur diese Widerlegung! Darin
kann sie doch nicht liegen, daß es mich schmer-
zen würde, wenn Du mich nach meinem eigen-
en Gesetz behandeln wollest. Freylich wün-
sche ich nicht, daß Du, die Richtigkeit der
Kantischen Lehre voraussetzend, mich so beur-
theilen sollest, wie ich an Deinem Platze thun

schieds. Aber was kann mein Mensch ent-
scheiden?

Part:

So endige Deine Nachlässigkeit! Erwecke
Deine Reflexion, oder zunächst nur Dein Ge-
dächtniß. Hast Du nicht gelesen, daß Kant das
Böse aus einer verkehrten Unterordnung des
Triebfedern herleitet, die im Menschen zusam-
menwirken? Wir alle streben nach Glückselig-
keit; in uns Allen spricht auch das Sittengesetz,
anstatt nun jene nachzusetzen; und diesem die
Herrschaft zu übertragen; stellen wir die Maxi-
men des Wohlseyns und der Klugheit oben an,
hiemit wird die Selbstliebe zur Bedingung, auf
welche wir unsre sittlichen Handlungen beschrän-
ken. Und diese Verdrehung, diese falsche Wahl,
nicht aber irgend ein Mangel an Reflexion, ist
der Ursprung des Bösen.

Ludwig.

Sieher Bruder! Damit komme ich nicht von
der Stelle. Du selbst wirst ja nicht leugnen
wollen, daß uns das Sittengesetz eben nur in
einer höhern Reflexion zugänglich ist. Nach
Wohlseyn strebt das Thier und der Mensch;
aber sich erhebend über die Thierheit faßt der

Mensch den' allgemeinen: Begriff einer' möglichen
 Gesetzgebung; und erst nachdem er diesen Punkt
 erreicht hat, kann er sich die Frage vorlegen,
 welche Maximen sich zur allgemeinen: Gesetzge-
 bung schicken; zum erst kann er wählen; und
 hiemit liegt es am Tage, daß in Deinem Be-
 griff vom Ursprünge des Bösen die stillschwei-
 gende Voraussetzung einer aufsteigenden und wie-
 der sinkenden Reflexion, schon unvermerkt ent-
 halten war. Du hast Dich zwar so ausgedrückt,
 als ob die Maximen der Glückseligkeit und der
 Sittlichkeit Anfangs neben einander lägen; gleich
 zweyen Gütern oder Uebeln, zwischen denen wir
 zu wählen hätten. Aber offenbar denkst Du
 Dir selbst die Sittlichkeit als das höhere, das
 schwerer und später zu erreichende; und die ver-
 fohrte Unterordnung, von der Du redest, kann
 nur bey der Verdunkelung der auf dem höhern
 Standpuncte erzeugten Begriffe vom Sittlichen
 ihren Anfang nehmen. Nur indem man sie zu-
 gleich kennt und verkennt, kann man sie wider
 ihre Würde beschränken. Wer vom Guten gar
 nichts wüßte, der wüßte ihm gar keine Stelle
 anweisen; und wer sich ganz in den Geist des
 Guten versetzt, der wird von diesem Geiste ge-

steigert, er ist sicher vor dem Sinken und vor dem Herabziehen; er wird die Höhe, auf welcher er steht, gewiß nicht niederdrücken, so lange er sich selbst auf ihr zu halten vermag.

Carl.

Ich habe Dich ausreden lassen. Jetzt aber frage Dich selbst, was Du mit Deiner aufsteigenden und niedersinkenden Reflexion eigentlich willst. Glaubst Du im Ernste, die moralischen Begriffe würden in einer späteren Zeit erreicht, und lägen nicht eben so früh, wie die sinnlichen Antriebe, zur Wahl vor uns?

Ludwig.

Ich errathe den Mißverstand, der meine, freylich nur menschliche, Sprache veranlaßt. Aber laß uns nicht an den Worten kleben. Die Zeit ist freylich dem Uebersinnlichen fremd. Von Reflexionen, die erst fehlen, dann eintreten, und späterhin wieder nachlassen, kann also genau genommen nicht die Rede seyn. Unsere geistigen Erhebungen und Abspannungen gehören nur zur Erscheinung. Aber in wiefern sich in diesen Phänomenen das Intelligible verräth, zeugen sie doch von einer mangelhaften Bestimmung an das Gute. Oder meinst Du, in vollkommener

Klarheit der Vernunft: Erkenntniß sey die schlechtere Wahl möglich?

Karl:

Die schlechtere Wahl ist weder früher noch später als die unvollkommene Vernunft: Erkenntniß; sondern hier ist die Zeit ganz abwesend, und mit ihr die Causalität. Darum kann auch weder Verdunkelung, noch ursprüngliche Dunkelheit des Wissens vom Guten, als der Grund angesehen werden, woraus unsre verkohrete Selbstbestimmung erfolgt sey. Der Freyheit ist ursprünglich die klare Vernunft gegenwärtig; zugleich aber die Sinnlichkeit; anstatt nun die eine vorzuziehen und die andre zurückzusetzen, läßt die Freyheit geschehen, daß Vernunft und Sinnlichkeit einander gegenseitig beschränken. In dieser Beschränkung liegt denn auch Verdunkelung, nicht der Vernunft an sich selbst, sondern in Beziehung auf das Subject des Bewusstseyns, welchem beyde zugleich, Sinnlichkeit nämlich und Vernunft, inwohnen. Das ist Alles, was wir davon wissen können.

Ludwig.

Auch Dir, lieber Bruder, begegnet jetzt das selbe, wie vorhin mir. Du lässest die Vernunft

erst klar seyn, und dann, weil die Freyheit es nicht hindert, verdunkelt worden.

Karl.

Ich hätte also sagen sollen: der Freyheit würde die klare Vernunft gegenwärtig seyn, wenn nicht die Verdunkelung zugelassen wäre.

Ludwig.

Das reicht wieder nicht aus. Im Dunkeln kann man nicht wählen. Die Freyheit, in dem Actus des Wählens, muß klar sehen.

Karl.

Und nachmals kann sich im Intelligibelen nichts ändern; also ist die ganze Verdunkelung, zusammt der früheren kindlichen Unwissenheit, in Hinsicht des Sittlichen nur ein Phänomen; und damit fällt die ganze Reihe Deiner vorigen Behauptungen zusammen.

Ludwig.

Gerade im Gegentheil! Deine Behauptungen scheitern an einer Ungereimtheit.

Karl.

An welcher?

Ludwig.

Erinnere Dich des Teufels. Ihm, aber nicht dem Menschen, mag es zukommen, die Wahr-

heit unbedacht anzuschauen, und zugleich ihr Hohn zu sprechen. Was giebt es ärgeres, als vollkommen wissentliche Empörung gegen das Gesetz? Dieses Aergste jedoch ist unmöglich. Ich behaupte dreist: eigentliche Wahl zwischen dem Guten und Bösen findet gar nicht Statt. Wer das Gute in seiner Vortrefflichkeit klar erkennt, der ist schon dafür entschieden. In solchem Lichte der Erkenntniß wohnt ein Einziger; und der ist Gott. Darum ist man allgemein darüber einig, daß Gottes Wille nicht in dem Sinne frey sey, wie der unsrige. Gott schaut; und darum wählt er nicht mehr. Keine Sinnlichkeit trübt die höchste Vernunft; darum sind hier Vernunft und Wille vollkommen eins und dasselbe. In dem Menschen aber giebt es eine ursprüngliche Erzeugung des Selbstbewußtseyns, worin eine Außenwelt, ein darauf gerichteter Naturtrieb, und eine Auffassung dieses Triebes nothwendig vorkommen; hingegen die höhern Reflexionen, welche zur Selbstständigkeit führen, nur als freye Handlungen hinzutreten. Mit andern Worten: - die Sinnlichkeit ist gegebene Grundlage, die Vernunft aber entspringt nur in freyer That. Unrichtig stellt man die Freyheit

zwischen Sinnlichkeit und Vernunft; als wäre auch die Vernunft eben so von selbst vorhanden, wie die Sinnlichkeit. Unrichtig läßt man die Freyheit gleichsam zuhören, was die beyden Hochgeher zur Rechten und zur Linken wohl sagen mögen. Daraus entspringen alle Schwierigkeiten in der Freyheitslehre. Denn nur soll, nach Anhörung beyder Theile, vom Vornen der eine klare Macht, der andere klare Mangel hat; eine Einwilligung des Willens erfolgen; die frey das heißt, ungenüßlich und weder abgewogen vom dem Rechte auf ihr Auen, noch abgestoßen vom dem Unrechte auf den andern Seiten; sich ereignen; so, daß beyde Parteyen ihre Berechtigung verschwendet haben, und der absolut freye Wille stets ein hinderliche Wille sey und bleibe. Niemand mehr können diese Meinungen befriedigen. Darum sagt ich; die Freyheit erzeugt das Böse, und aus dem Bösen entsteht das Uebel. Vernunft ist kein Vermögen, das der Mensch ursprünglich besitzt, sondern ein Geschenk, mit dem Er selbst sich ausstattet. Die Mängel dieser Ausstattung sind die Wurzeln des Bösen; und aus diesen Wurzeln wächst zuerst der Irrthum hervor, als der Stamm, auf dessen Zweigen

galeht die giftigen Blumen und Früchte; bbe Bekannungen hämlich und Handlungen, angeroffen werden.

Karl.

Wie magst Du Die nach Werbergen, daß diese Freyheit, die Du dem Wunnsch überne schiffst, unspöttlich im Finstern tappt, und hinten nach das Licht, was so sehr auf hat an zünden müssen; nicht mehr gebrauchen kann; ins dem sie nun schon fertig ist wie ihres würdigsten ten That, die auf Eiern Schlaggescheten muß er: Wahrlich, der blindeste Zufall ist eben so gut, oder vielmehr, er ist ganz dasselbe, als Deine Freyheit, die sich eine Vertuschung erst macht. — Doch an allem unsern Disputiren ist die Unbegehrlichkeit des Gegenstandes Schuld.

Ludwig.

Dort kommt Einer, der uns sagen wird, an allem unsern Disputiren sey die Michtigkeit uns feres Gegenstandes Schuld.

Karl.

Wer ist es?

Ludwig.

Kein Anderer als Otto. Was mag ihm fehlen? Er sieht so finster aus! Er geht so langsam!

Otto.

Guten Abend, Freund!

Ludwig.

Ihren Gruß erwidern zwey streitende Brä-
der.

Otto.

Doch gewiß nicht zwey feindliche.

Karl.

Daran würde nicht viel fehlen, wenn ich
das Ansinnen meines Bruders erfüllte.

Otto.

Wie? Wenn Sie thäten, was Ihr Bruder
verlangt, dann wären Sie Feinde?

Karl.

Denken Sie nur! Der wundervolle Mensch
will mich bereben, ich müsse ihm ja nicht bloß
Irrthum zur Last legen, sondern etwas wahr-
hafte Böses.

Otto.

Und warum?

Ludwig.

Weil ich der Kantischen Philosophie nicht
huldige.

Otto.

Ich verstehe kein Wort.

Karl.

Um das zu verstehen, muß man Fingers-Bitenlehre so genau im Kopfe haben, wie mein Herr Bruder.

Otto.

Sie disputirten vielleicht mit einander?

Ludwig.

Ich muß nur beichten. Wie tief eine kleine Decke über die Zunge, gegen die feste Anhänglichkeit meines Bruders an Kant. Weil aber Karl sich in seinem natürlichen Ernst nicht lösen ließ, so kam ich nicht weit mit meinem Scherz; vielleicht mußte ich nun Vorwurf beobacht seyn, mich männlich zu vertheidigen. Und das habe ich gethan; nicht wahr, Bruder?

Karl.

Hätte ich etwas von Schalkheit gemerkt, so würde ich mich nicht so tief eingelassen haben. Ich glaubte, Du sprachest im Ernste.

Ludwig.

So war es auch; nur die Anwendung auf Dich entschlüpfte mir, ehe ich merkte, daß ich mich selbst damit verwunden würde.

Otto.

Darf ich Sie bitten, Sich deutlicher zu erklären?

Ludwig.

Ludwig.

Daß ich nicht bey reifet Ueberlegung meinen Bruder zu einem harten Urtheile über mich herausfordern werde, brauche ich Ihnen gewiß nicht zu sagen.

Otto.

Natürlich!

Ludwig.

Nicht überellend habe ich ihn gleichwohl aufmerksam gemacht, während ich mich glücklich schätzen mußte, wenn er nicht von selbst aufmerkte.

Otto.

Sie scheint es, Sie wollen mich aufmerksam machen, mit allen Ihren Rathssehn.

Ludwig.

Und doch ist die Sache sehr einfach. Sie wissen, daß mein Bruder Kants Lehre für die wahre Wahrheit hält. Nun bedenken Sie selbst! Wenn Sie die wahre Erkenntniß vollständig besäßen, so vollständig nur ein Mensch dazu gelangen kann; wenn Sie überdies mit vollkommener Zuversicht Ihres eignen Wissens sich bewußt wären: wie würden Sie alsdann die Andersdenkenden betrachten? Möchten Sie Sich

begnügen, bloß die Irrenden redlich zu bedauern? Oder könnten Sie Sich verhehlen, wie in dem Irrthum das Böse schon eingeschlossen liegt? Ja, glauben Sie nicht vielleicht mit mir, daß eigentlich der Irrthum selbst das Urausfängliche Böse ist? Ich wenigstens bin überzeugt, und die ganze Lehre des großen Fichte bestätigt diese Ueberzeugung: Alle Menschen sollten die Wahrheit schauen; der Irrthum ist ihre eigne Schuld; und mit ihm verschulden sie im Voraus Alles das, was weiterhin, durch bloße natürliche Folge, als Sünde und Verbrechen in ihnen zum Vorschein kommt. Was sagen Sie dazu, Otto? — Sie antworten nicht? Was ist Ihnen? Sie verändern ja die Farbe!

Otto.

Sie nannten so eben Fichtes Namen.

Ludwig.

Nun, dieser Name ist Ihnen doch wohl nicht zuwider?

Otto.

Welmehr kam ich mit dem Wunsche, unser heutiges Gespräch möchte sich auf die Lehren dieses Denkers hinwenden, mit dem ich noch lange nicht vertraut genug bin. Aber das erste,

was Sie mir davon sagen, mache auf mich einen besondern Eindruck.

Ludwig.

Vielleicht den Eindruck eines Lichtes, woran das Auge sich erst gewöhnen muß.

Otto.

Umfonst würde ich die Unruhe verbergen wollen, mit der ich mich seit einigen Tagen plagte, und die so eben neu aufgeregt wurde. Ich selbst betrachte mich als einen Irrenden; und doch, von dem Irrthum mich loszumachen, dazu fehlt es mir an Kraft, und sogar am Willen. Ich besorge mich abermals zu irren, in dem ich Irrthum nenne, was ich vielleicht als erhaben über allen Zweifel verehren sollte.

Karl.

Sind Sie mit Ihrem Spinoza zerfallen?

Ludwig.

Sollte wohl Lothar —

Otto.

Wissen Sie, denn schon von meinem neuen Gespräch mit ihm?

Ludwig.

Er sagte mir zufällig, Sie seyen beyde sehr lebhaft gegen einander geworden, indem von

Spinozas Echtheit die Rede gewesen; weiter ließ er sich nicht ans. Was war es denn; das so stark auf Sie wirkte?

Otto.

Schwerlich kann ich Ihnen das bestimmt nennen. Während des Gesprächs war ich zu sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, um auf Löhars einzelne Bemerkungen genau Acht zu geben; am Ende aber fühlte ich mich um etwas aus meiner gewohnten Stellung heraus verfest; und plötzlich war mir, als ob ein längst bemerkter leichter Nebel sich in eine Gewitterwolke verwandelte, die mich mit ihren Blitzen zu Boden zu schleudern drohe. Ich eilte fort; ich sammelte mich; ich spürte meine Beweglichkeit, und nahm meinen Spinoza zur Hand. Aber Weg war die gewohnte Andacht! Alles schien mir anders wie sonst; tausenderley fand ich zu fragen, worauf das Buch keine Antwort gab. Alle Anfangspancte der Untersuchung schienen mir willkürlich aufgegriffen, die wichtigsten Fortschreitungen lückenhaft und voll von Sprüngen, das Ende beruhigte mich nicht. Eine Abhandlung über Politik, die ich noch nicht gelesen hatte, schlug ich in der Hoffnung auf

darin meinen Meister ganz wieder zu erkennen. Wie bin ich geduscht! Das Recht wird darin völlig der Politik geopfert. Der Krieg Aller gegen Alle erscheint als ein Naturstand, den selbst der beste Staat nicht aufheben, kaum vor blöden Augen verhüllen kann. Und nun dringt mit verdoppelter Kraft ein Gedanke auf mich ein, der schon in dem Augenblick, als ich Lotharn verließ, mich heftig erschütterte.

Ludwig.

Welcher Gedanke?

Otto.

Wir Alle, die gesammte Menge der endlichen Wesen, die wir nur deshalb den allgemeinen Schooß der Gottheit verließen, um einander einzuschränken, zu hassen, und zu betriegen, — wir sind das, was nicht seyn sollte! Wir sind das ewige Böse, und die ewige Lüge. Um Gott zu finden, müssen wir uns vergessen. Und haben wir ihn gefunden — dann werden wir wider Willen auf uns selbst zurückgestoßen. Denn der Unendliche ist behaftet mit aller Endlichkeit! Hier versinkt mein Geist. Ich fürchte unwürdig zu denken von dem Allerschönen, und ich schäme mich wiederum meiner

Furcht, ihn so zu denken, wie er doch wirklich ist. Ich bereue meine Zweifel; und am Ende muß sogar meine Reue selbst mich gereuen, denn die Reue ist nichts als Unvernunft, und doppeltes Elend. — Und nun, mein Freund, sind auch Sie noch auf mich eingebunden; indem Sie mir, dem sonst so zuversichtlichen, denn jetzt gewiß in irgend einem Irrthum befangenen, — das harte Urtheil sprechen: wir sollen die Wahrheit schauen; aller Irrthum ist selbstverschuldet; und der Irrende begiebt sich mit Freyheit auf den Weg zum Bösen. Sagten Sie nicht so? Und waren es nicht diese Gedanken, die Sie mit Fichtes Auctorität beträchtigten?

Karl.

Armer Freund! Welcher Dämon hat Sie in diesen Strudel hineingezogen!

Dkt.

Welcher Dämon, sagen Sie? Selbst dieser Ausdruck hat etwas schreckhaftes für mich. Mit dem entschiedensten Leugnen des Satans begann mein neuliches Gespräch mit Lotharn; und jetzt — jetzt bedarf ich eines Namens für den Grund der Endlichkeiten in dem Unendlichen. Und wo

gend einen verborgenen Grund muß es doch haben, daß die Reinheit des einigen Urwesens getrübt, und seine innere Seltigkeit in Haß und Streit hineingezogen wird. Dieser Grund aber ist unfehlbar das eigentliche, concentrirte Böse, er ist der Geist des Bösen, oder der böse Geist selbst.

Karl.

Lieber Freund! Das System des Spinoza enthält seinen Nahrungskstoff in sich selbst; und das Schlimme liegt bloß darin, daß nun der Nahrungs-Proceß in Ihrem Kopfe vor sich gehn muß. Den Satan brauchen Sie gar nicht zu bemühen; Sie können ihn ganz füglich in den Kumpellammern der alten Dogmatik ruhen lassen.

Otto.

Daß Spinoza mir dieses letztere auch sagen würde, weiß ich nur zu gut. Wie ist es nur möglich, daß ihm das Inwohnen des Endlichen in dem Unendlichen so gar keine Schwierigkeit machte?

Karl.

Wir wollen das mit einander überlegen. Ich will versuchen, mich auf Ihren Standpunct zu

werfen; unter der Bedingung, daß Sie Nachsicht haben, wenn ich mich an dem ungewohnten Platze etwas ungeschickt benehme. Also das Verfallen des Unendlichen in zahllose Endlichkeiten ist der Punkt, an dem Sie Sich stoßen. Daß hier der Unendliche in den Kreis unserer endlichen Erkenntniß herabgezogen; daß eine unwürdige Vorstellung von Ihm zugelassen worden, indem er, wie Sie selbst Sich ausdrücken, mit dem Endlichen befaßt erscheint; daß endlich alle Gränzen des menschlichen Erkenntnißvermögens bey diesen durchaus transcendenten Behauptungen verletzt worden: — dies, und noch vieles Ähnliche, will ich für jetzt ganz bey Seite setzen. Aber nun habe ich Mühe, einzusehn, worin denn eigentlich dasjenige liegt, was Sie so besonders quält. Mit dem Endlichen hängt freylich das Böse eng zusammen; aber doch zugleich auch das Gute. Selbst bey Ihren verkehrten Begriffen von der Sittlichkeit, die Sie ohne Freyheit glauben verhalten zu können, müssen Sie doch einsehn, wie alle gefelligen Verhältnisse sich auf eine Mehrheit endlicher Verhältnissen, und auf Gemeinschaft derselben unter einander, als auf ihre erste Voraussetzung

säßen. Erst unter Mehrern giebt es ein Recht; und das Recht ist ohne Zweifel der erhabenste Gegenstand aller unserer Pflichtbegriffe.

Otto.

Einst verehrte ich, wie Sie, das Recht! Jetzt erblicke ich in dem Recht nichts anderes, als die Macht Gottes, sofern sie einer anderen Portion eben derselben Macht gegenüber steht, und diese zu bestreiten, zu verleihen, zu verschlingen droht. Ich frage umsonst: Warum? Wozu?

Ludwig.

Ich erinnere mich, daß Sie schon vorhin einer höchst anstößigen Irrlehre des Spinoza erwähnten, die zu verhindern scheint, daß meines Bruders helfende Hand Sie an diesem Punkte erreichen könne. Aber lassen Sie mich da fortfahren, wo er anfing. Das Edelste, was ich kenne, ist Selbstständigkeit. Und diese, wie könnte sie sich äußern, wie könnte sie menschlich gewonnen werden, wenn nicht durch gemeinschaftliches Wirken unseres ganzen Geschlechtes? Wir müssen Unserer Mehrere seyn, wir müssen uns gesellen, um unsern gemeinschaftlichen Gegner, die Natur, mit Erfolg anzugreifen zu können.

Ohne Zweifel sind wir dazu bestimmt, den Widerstand, der nach nothwendigen Denzgesetzen uns zu beschränken, zu bedrohen scheint, zu überwältigen, und ihn uns gänzlich unterzuordnen. Die ganze Natur ist ja nichts anderes, als ein Uebungsplatz für unsere Kräfte; ein Durchgang zum vollen Bewußtseyn unseres Selbst. Aber der Einzelne vermag Nichts wider die Natur. Das Ziel, nach dem wir ringen, winkt Keinem, der sich von den Uebrigen absondert; aber es stiftet den Bund der ganzen Menschheit, indem es zur Vereinigung aller Kräfte auffordert. Möchten Sie doch aus diesem Gesichtspuncte die Menge der endlichen Vernunftwesen betrachten; ich bin gewiß, Sie würden über Ihr eignes System vorläufig beruhigt werden, und späterhin Sich zu einer kalten und besonnenen Kritik desselben anschicken können.

Otto.

Einmal erblickte ich, wie Sie, in dem Menschengeschlechte eine große Bruderschaft, gemeinsam wirkend, und die Natur, wo nicht bekämpfend, so doch erforschend, benutzend, und allem Leblosen den Stempel eines Geistes aufdrückend, der mehr sey, als die Natur. Spinoza

mit der andern Natur und Geist gehn parallel; aber der Geist wirkt nicht auf die Natur; er schaut zu, was sie macht; er läßt sich alles gefallen; so wie sie es macht. Daß wir etwas über die Natur beschließen könnten, ist ein Irrthum. Auch unser Selbstbewußtseyn irrt; und zwar desto mehr, je mehr es von Selbstständigkeit redunt. Es giebt in uns kein stetiges Ich. In unserer Seele ist beständiger Abfluß und Zufluß, wie in unserem Leibe, und zwar eben darnach, weil wir in diesem ist. Die ganze Psychologie kann nur für einen Appendix zur Physiologie gelten.

Ludwig.

Ja, wenn Sie sich so untergetaucht haben in der Fluth der falschen Meinungen unserer Zeit; — die, wie ich nun erst gewahr werde, aus der spinozistischen Quelle hervorgebrochen sind, — dann wird der Strom Sie wohl noch weiter forttragen, bis Sie auf irgend einer darron Klippe hängen bleiben.

Karl.

Sage mir, Ludwig, wo bleibt nun die Freyheit der Reflexion? Hast Du nichts mehr von Mustern und Antrieben in Bereitschaft, um un-

ferm Freunde das Demüthsgehr der eigenn. Klaff zurückzurufen?

Ludwig.

Strafe mich ein andermal für meinen höhern Scherz; jetzt hilf, wenn Du kannst, unsterm Freunde.

Karl.

Hier ist keine Hilfe, als Losfagung von einem durchaus falschen Systeme; von dem auch nicht eine Faser hängen bleiben darf, wenn sie nicht die Wurzel neuer Irrthümer und Mägen werden soll.

Otto.

Nennen Sie mir das System, zu dem ich mich werden könne.

Karl.

Warum fragen Sie noch? Sie besitzen ja Kants Schriften, Sie haben einen großen Theil davon gelesen. Auch Fichte, den Ihnen mein Bruder empfehlen würde, ist längst in Ihren Händen. Ueberdies ist Ihnen Jakob nicht fremd. Und es kann Ihnen nicht schwer werden, Zugang zu Leibniz und Locke, zu Plato und Aristoteles —

„Hören Sie auf! Was helfen die wohlbe-
 kannten Namen? Sie, der Sie niemals doch
 Spinoza sich angeeignet haben, Sie wissen
 nicht, was es heißt, von ihm sich loszumachen.
 Das Unübersinnliche von der höchsten Spitze aus
 zu überschauen, Göttliches und Natürliches mit
 einem Akte zu umspannen, von jedem Einzel-
 nen zum Ganzen den Weg zu finden, den
 schwerfälligen Gang so mancher andern Theorien
 zu vermeiden; und das Alles mit einer Klarheit,
 mit einer Heiterkeit — die ich besaß, noch vor
 kurzem besaß, — nur Spinoza konnte mich das
 lehren; — und Er, wenn ich ihn aus dem
 Grabe erwecken, ihn selbst um Wink und
 Befehl anstehen könnte, — Er allein würde es
 mich wieder lehren.“

Sie empfehlen mir Kant. Würden Sie mir
 im Ernste anmuthen, mich durch diese weitläuf-
 tigen Kritiken nochmals durchzuarbeiten? Soll
 ich von vorn an lernen, was ich auf eine weit
 unfaßlichere Weise längst eingesehen habe, daß
 die Welt, daß der theilbare Raum nur Formen
 der Erkenntnis sind? Daß die Substanz in
 allem Wechsel beharrt? Daß man den Begriff

von äußeren Ursachen nicht auf das Ding an sich anwenden dürfe; worauf es Kant, am Ende doch selbst anwendet, indem er sowohl an die sachen ähnlichen Vorstellungen durch eine Deceptivität von außen her kommen; als die Freyheit aus der intelligibelen Welt in unsere zeitlichen Entschliessungen hineinspielen läßt. So gar: Ihr kategorischer Imperativ findet sich in Spinozas Ethik; die Seelenvermögen hingegen, von denen sich Kant nicht loszumachen weiß, sind eben dort in ihr Nichts zurückgewiesen.

Karl.

Sie erzählen mir große Neuigkeiten aus einem alten Buche! Daß in jener vielgerühmten Ethik die allerschönste Glückseligkeitslehre herrscht, und mit vielen Wiederholungen das *summum utile* quaerere eingeschärft, daß der Grund aller Tugend, in dem Streben der Selbsterhaltung, gesucht wird, und daß Spinoza gar keine praktische Vernunft kennt, sondern lediglich eine theoretische; — davon belebt sich in mir, während wir vom Spinoza sprechen, die klare Erinnerung; eine so ungeheure Inconsequenz; aber, wie neben ihnen Meinungen der kategorische Imperativ her-

vorbringen muß, habe ich in der That Ihrem Lehrer und Meister nicht zugetraut.

Otto.

So hätten Sie wohl auch bey ihm den Satz nicht gesucht: homo liber numquam dolo malo, sed semper cum fide agit? —

Karl.

Wenigstens stimmt eine solche Vorschrift schlecht mit dem zusammen, was Sie selbst zuvor von seiner Rechtslehre und Politik anführten.

Otto.

Und doch liegt der Beweis dieses Satzes ganz einfach darin; daß, wenn die Vernunft Einem Menschen zum Betrüge rathen könnte, sie Allen den nämlichen Rath geben würde, welches sich aufhebt. In der Anmerkung wird der selbe Grund noch auf die Frage angewendet, ob sich Jemand durch Betrug von unmittelbarer Todesgefahr befreien sollte? Und ausdrücklich wird dabei auf die Absurdität hingewiesen, welche entstünde, wenn die Menschen sich mit gegenseitigem Betrüge zur Vereinigung ihrer Kräfte und zur Anerkennung gemeinsamer Rechte verabreden wollten. Wenn nun das nicht praktische

Vernunft ist: was bedeutet denn Kants Formel, nach welcher jede Maxime sich zur allgemeinen Gesetzgebung schicken soll?

Ludwig.

Sie sehen mich in ein doppeltes Erkennen. Theils hatte ich solche Grundsätze wirklich nicht beim Spinoza erwartet; andertheils begreife ich nun gar nicht, was Ihnen denn vorhin so große Pein verursachen konnte.

Otto.

Wenn Sie bloß auf die Resultate sehen wollen, so werden sich deren genug finden, die einen Jeden zufrieden zu stellen dienen können. Eben die politische Abhandlung, welche das Recht der Gewalt gleich setzt, lenkt wieder in ein bekanntes Ziel, indem sie unterscheidet zwischen rechtlich handeln, und aufs Beste handeln; für das Beste im Staate aber wird Friede und Sicherheit erklärt. Ueber Machiavell urtheilt Spinoza auf eine Weise, die deutlich genug das Bedürfnis zeigt, dem großen Politiker tadellos Zwecke zuzutrauen, um ihn achten zu können. — Sie beide, meine Freunde! scheinen mich vorhin mißverstanden zu haben; meine Unruhe rührt nicht her von Zweifeln über die Vorschriften für
das

das äußere Leben; durch welches manche Menschen sich ohne alle Philosophie so ziemlich tadellos hindurchbewegen. . . . Aber der Blick in das innerste Wesen der Dinge ist mir getrübt. . . . Eine Befehgebung der Vernunft; gleichviel, ob mit Kant, oder mit Spinoza, dergestalt anzunehmen, daß darin, wenn sie allgemein gedacht wird, kein Widerspruch entstehe: das ist außerse leicht, und mag vielleicht nicht unbedeutend für den Wohlthätigen seyn, der zu einem Register Bekannter Mittelst eine Reihe von Deductionen hinzuzufügen soll. Aber ich frage mich selbst: welcher Werth, welche Würde liegt nun in dieser Gleichmüchigkeit der Vernunft? Wozu sind die endlichen Vernunftwesen überhaupt vorhanden, die freylich, nachdem sie einmal da sind, in gewissen Fällen auch bereit seyn müssen, in ihr voriges Nichts zurückzukehren, weil die Mittel, wodurch sie ihr Leben retten könnten, um ein paar Zoll weit von der Schnur abzuweichen würden; welche die allgemeine Vernunft einmal gezogen hat! Daß Einer aus Pflicht aufhöre zu leben, dünkt mich eine sehr gleichgültige Sache; daß aber ihm gegenüber Andere vorhanden sind, die ihn in eine Lage setzen können, worin so etwas Pflicht

wird? Das empfindet mich, und ich begreife es nicht, ohne einen Keim des Bösen, unmittelbar in dem Anfangspuncte aller Dinge, anzunehmen.

L u d w i g.

Noch verstehe ich Sie nicht ganz. Aber daß Sie in einer bloßen Gleichheit der Maximen die volle Würde des Sittlich Guten nicht wieder erkennen? darin treue ich Ihnen bey. Und hier scheint mir Fichte besser geforgt zu haben. Sein Streben nach Selbstständigkeit hat etwas Erhabenes, etwas Edles. —

O t t o.

Grade so wie Spinozas Großmuth, und sein Streben aus der Dienfbarkeit zur Freyheit. Denken Sie nur nicht, daß hierin ein ganz eigenthümlicher Vorzug Fichtes vor Spinoza gesucht werden könne.

L u d w i g.

Doch wohl darin, daß Fichte diesen Gedanken zum Grundzuge seines ganzen Moralsystems machte, während Spinoza sich auf eine sehr vorläufige Weise zugleich auf die Glückseligkeitslehre einzulassen scheint.

Karl.

Hierin werden Sie meinem Bruder Recht geben müssen. Und dasselbe gilt in noch weit höherem Grade von Kant; der, ich will es nur gestehn, mehr in dem negativen Theile seiner Sittenlehre glänzt, als im positiven. Seine Rechts- und Tugendlehre sind offenbar nicht ganz ausgearbeitet; und nicht Alles darin läßt sich bequem auf den kategorischen Imperativ zurückführen, der doch das Princip der ganzen Metaphysik der Sitten seyn sollte. Mein das was sterbliche Verdienst, die Glückseligkeitstheorie zurückgewiesen zu haben, wird Kant niemals mit Ihrem Epimortheiten aufessen.

Lothar.

Gewiß niemals!

Ludwig.

Wie, Lothar, Sie schon hier? Willkommen dann, willkommen!

Lothar.

Schon eine gute Weile bin ich hier. Durch vergeblichem Anklopfen trat ich unbemerkt ein und wollte nicht stören. Jetzt aber vergaß ich Sie, daß ich gleich an den Faden des Gesprächs ein altes Schwelwort anklopfen darf cum lacrimis.

idem, non est idem. Wie dieser Satz von den Handlungen im Leben, so gilt er auch von Behauptungen in Systemen. Wenn gleich Spinoza den Widerspruch bemerkt, der in der allgemeinen Vernunft entstehen würde, falls sie den Einzelnen zum Betrage rathen wollte: so ist hierin dennoch keine ächte Spur von praktischer Vernunft zu sehen; es sey denn, daß Sie Sich an jene technisch-praktische Vernunft wenden wollten, die man gewöhnlich lieber Verstand nennen mag. Diese ganz allein spricht bey Spinoza, indem sie überlegt, was thatsam sey, um das eigene Quantum von Realität zu erhalten und zu vermehren; und sie geräth vor auf ein Blendwerk, daß zum Systeme gar nicht paßt, indem sie sich etwas von allgemeiner Thatfamkeit einbildet. Das Allgemeine ruht nach Spinoza in Gott; da ist es sicher vor jeder Schwärzung, und kann gar keine Maximen, weder des Nutzens, noch der Selbst-Erhaltung gebrauchen. Aber ein dieser liegenden moralischen Urtheil hat dem Spinoza, wie so vielen anderen Sittenlehrern, Sätze in das System eingeschoben, die nicht an ihrem Orte sind, und die nicht einmal deutlich sagen, was sie eigentlich meinen.

Otto.

Aber glauben Sie denn, daß in Kants kategorischem Imperative deutlich gesagt sey, was das moralische Urtheil eigentlich meynet?

Karl.

Bedenken Sie doch in Ihrer Antwort auch der andern Formel: Jedes Vernunftwesen muß als Zweck an sich betrachtet werden.

Lothar.

Sie kommen mir auf halbem Wege entgegen. Um den Sinn beyder Formeln desto leichter zu treffen, lassen Sie uns überlegen, was denn Schlimmes oder Ubses aus der Verletzung beyder entspringen könne? Wer nach einer Maxime handelt, die nicht allgemeines Gesetz seyn kann, der fragt vielleicht: was denn daran gelegen sey? Was ihn die allgemeine Gesetzgebung angehe? Ob es überhaupt eine solche gebe? — Wenn wir nun auch zeigen können, daß dieselbe wirklich vorhanden ist: so hilft selbst dies noch gar nichts, wofern nicht zugleich klar wird, daß sie seyn solle; daß ihr eine Würde, und zwar die allerhöchste absolute Würde zukomme. Getrauen Sie Sich nun, diesem Punkte eine unmittelbare Evidenz beyzulegen? Ist überhaupt eine allge-

meine Gesetzgebung etwas so faßliches, dem gewöhnlichen Verstande so nahe liegendes, daß man den Begriff und die Anwendung davon überall voraussetzen kann, wo man sittliches Betragen fordert?

Ludwig:

Mich dünkt, wir Alle sind gar wenig geschickt, diese Frage zu beantworten. Wir haben uns die Kantischen Lehrsätze längst geläufig gemacht, und sind deshalb sehr geneigt, sie bey jedem Individuum als bekannt vorauszusetzen; da man immer Andre nach sich selbst beurtheilt.

Otto.

Wir kommt überdies der ganze Gedanke vor wie ein Nebelgestirn, das man erst in einzelne Sterne zerlegt haben muß, um es recht zu erkennen. Wer einem Ungebildeten die allgemeine Gesetzgebung begreiflich machen wollte, der würde vielleicht damit anfangen, daß Jeder sich gefallen lassen müsse zu leiden, was er andern gethan habe; indem alsdann Compensation oder Vergeltung statt finde, und auf diese Weise alle Thaten zu ihrem billigen Lohne, oder ihrer verdienten Strafe gelangen. Damit ist aber der

aufgestellten Begriff gar nicht erschöpft. Die allgemeine Gesetzgebung kann auch als feste Bestimmung aller Gränzen, aller Rechte und Forderungen, ihren Werth haben, so fern sie ohne Rücksicht auf Vergeltung, der Unordnung und dem Streite vordaut. Noch mehr! Sie vereinigt vielleicht die Kräfte der Individuen zu einem Ganzen, das nun mehr leistet oder mehr genießt, als den Einzelnen wäre möglich gewesen. Oder auch, ein Oberhaupt, der Gesetzgeber, wird hinzugebacht; diesem ist man Ehrerbietung und Dankbarkeit schuldig, wenn seine Weisheit jenes Ganze der vereinigten Kräfte erschaffen hat. — Ich weiß nicht, ob der vielseitige Gedanke nicht noch Mehreres andeute; aber es scheint mir, die eben aufgezählten Vorstellungsgarten sind alle von einander unabhängig; und jeder einzeln genommen hat eine eigenthümliche Klarheit, die ich zuvor in der Vorstellung von der Allgemeinheit des Gesetzes vermisse.

Lothar.

Lassen Sie mich die von Ihnen angegebenen Bedeutungen noch einmal zusammenstellen. Gegenseitige Vergeltung im Thun und Leiden, vordaut die Gleichheit Aller vor dem Gesetz; Ord-

nung und Friede, indem das Gesetz jedem Jedem seinen festen Platz und seine Grenzen bestimmt; Gemeinschaft des Wirkens zu Genuß und Ausbildung, indem das Gesetz Allen ihre Arbeit aufgiebt; Verehrung des Oberhauptes, in welchem sich das Gesetz persönlich darstellt: das war es, was Sie uns nannten. Ich möchte Ihnen nicht dafür einstehn, daß hiemit Alles erschöpft, und in voller Genauigkeit bezeichnet sey; doch daran liegt für jetzt Nichts. Gemug; wenn wir darin übereinkommen, daß nun auch die Uebertretung des allgemeinen Gesetzes nicht bloß einfach böse sey, sondern ein mannigfaltiges Übel einschleße; dessen Begriff jedoch so lange dunkel bleibt, wie lange man sich das Viele und Verschiedene, was in der Würde der allgemeinen Gesetzgebung zusammengefaßt ist, nicht deutlich und gesondert vor Augen stellt. Sind wir so weit einig?

Otto.

Vollkommen.

Lothar.

Jetzt können wir auf ähnliche Weise die andre Formel in Betracht ziehn. Jedes Ver-nunftwesen soll als Zweck an sich be-

handelt werden. Wenn Jemand sich dessen weigert: wird nun das Böse unmittelbar augenscheinlich seyn, das daraus entsteht? Oder kann der, welcher den Andern als Maschine gebraucht, auch noch fragen: was denn darin Schlimmes liegt?

Karl.

Wenn ich vielleicht einräumen muß, daß es dem Begriffe der allgemeinen Gesetzgebung an ursprünglicher Klarheit fehle, die ein Principium freylich besitzen soll: so sehe ich doch nicht, was klarer seyn kann, als die Vorstellung des Vernunftwesens als Zweck an sich. Das Vernunftwesen erblicke ich unmittelbar als eine geistige Größe, die nicht vermindert werden soll; und die Vernunft selbst, als vorankleuchtend dem Willen, besitzt einen Adel, der es verschmäh't, erst eine Geschichte seiner Abstammung zu erzählen, um sich gelten zu machen.

Otto.

Sie haben Recht; aber nicht bloß einmal, sondern zweymal.

Karl.

Wie meinen Sie das?

Otto.

In dem, was Sie so eben sagten, unter-
scheidet sich wiederum zwei ganz verschiedene Ge-
danken, die, so lange sie nicht gesondert werden,
einander gegenseitig verwickeln. Die geistige
Größe ist der eine; und schon um ihrentwillen
soll der Mensch nicht wie ein Wurm zertreten
werden; die Leitung des Willens nach den Vor-
schriften der Vernunft ist der andere; und wer
hieszu gelangt, der adelt sich selbst auf eine Weise,
wie keine Nützlichkeit und Brauchbarkeit in frem-
den Diensten ihn hätte adeln können.

Lothar.

Die Uebertretung des aufgestellten Grund-
satzes, indem Jemand sich selbst wegwirft, oder
Andre wegwerfend behandelt, wird also gleich-
falls nicht bloß ein einfaches, sondern ein zwief-
aches Böses mit sich bringen.

Otto.

So ist meine Meinung.

Ludwig.

Aber gegen diese Meinung muß ich Ein-
spruch thun.

Otto.

Weshalb?

Ludwig.

Sie spalten in zwey Theile, was seinem Wesen nach Eins ist.

Otto.

Welche Einheit meinen Sie?

Ludwig.

Sehen Sie statt des dunkeln Kantischen Ausdrucks von dem Vernunftwesen als Zweck an sich, den viel Klärern Fichtes: Bestimmung der Freyheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit; nehmen Sie hinzu, daß, vermöge der ursprünglichen Trägheit, der Mensch zu einer zwiefachen Unterlassung geneigt ist, nämlich so, daß er theils sich gar nicht zu dem Begriffe der Selbstständigkeit - aufschwingt, theils seine Freyheit nicht nach demselben bestimmt; so werden Sie schon sehen, daß zwar mehrere schlimme Folgen von Einem und demselben Punkte ausgehn, daß aber nichts destoweniger das eigentliche Böse nur ein einziges ist, nämlich die Trägheit. Dieses allein hat Schuld an allem, was weiterhin als beilswerthes zum Vorschein kommt.

Otto.

Da beweisen Sie gerade das Gegentheil dessen, was Sie wollen. Ich will auf einen Au-

genblich annehmen, allem Tadelnswerthen liege die Trägheit zum Grunde: so sagen Sie mir nur, wo fängt Ihr Tadel an, bey der Trägheit, oder bey den Folgen derselben?

Ludwig.

Ich verstehe Sie nicht.

Otto.

Meine Frage erkundigt sich nach dem ersten Punkte — nicht von wo eine gewisse Reihe von Ereignissen anhebt, — sondern nach demjenigen, der zuerst und unmittelbar vom Tadel getroffen wird. Sie, indem Sie die Trägheit beschuldigen, die Wurzel alles Uebels zu seyn, denken Sich einen Grund der Ereignisse, ein Princip des Seyns oder Entstehens; das aber verlangte ich gar nicht zu wissen. Auch würden Sie das Ausbleiben einer gewissen Thätigkeit ganz gleichgültig mit ansehen, Sie würden es gar nicht mit der tadelnden Benennung: Trägheit, belegen, wenn Sie nicht etwas Früheres stillschweigend voraussetzten, das Sie vermöge eines moralischen Gebots fordern zu können glauben, oder worauf Sie einen moralischen Werth legen; — und dessen Mangel Sie nun als Folge der Trägheit betrachten. Es mag seyn, daß aller Streit,

aller Haß, aller Unthat, alle Verletzung der Ehre, alle schändliche Lust, alles Handeln wider die eignen Grundsätze, am Ende bloß von Trägheit herrühren, — wiewohl ich das nicht glaube: so viel wenigstens, ist gewiß, Sie tadeln erst den Egoist, und alsdann aus diesem Grunde die Trägheit; Sie verurtheilen den Haß, und darum hinten nach das, was Sie als Quelle des Hasses anführen, und so weiter. Daher schreibe ich ungeführt in meines vorigen Meinung, das Böse sey ein mannigfaches, wenn auch der Ursprung desselben einfach wäre. Denn Böse nenne ich, nur das, was um seiner Selbst willen getadelt wird; nicht aber jenes, wovon etwa die Geschichte der Entstehung des Bösen anfangen mag.

Karl.

Nach welchem System sind Sie denn nun auf einmal so kaiser gegen meinen Bruder und mich? Es ist ja kein spinozistischer Laut in Melem, was Sie da vorbringen.

Otto.

Den Spinoza hatte ich wahrlich ganz vergessen! Gönnen Sie mir einen Augenblick der Erheiterung nach meiner vorigen Ueube; sie

wird nur zu bald wiederkehren, und alsdann muß ich vielleicht alles das von selbst zurücknehmen, was ich so eben in augenblicklicher Laune hinwarf.

Lothar.

Sagen Sie lieber, alsdann müssen Sie wieder in den Zustand einer gewaltsamen Begeisternng zurückkehren, um sich auf Ihrer poetischen Höhe erhalten zu können. So eben freylich haben Sie Prosa gesprochen, ohne es zu wissen.

Otto.

Ohne es zu wissen? Sagen Sie deutlich, was that ich, ohne es zu wissen?

Lothar.

Sie legten den Grund eines antispinozistischen Lehrgebäudes.

Otto.

Wie? Ist es so leicht, den Spinoza zu widerlegen?

Lothar.

Bedenken Sie selbst! Sie disputirten freylich nur gegen Fichtes Lehrsatz: die Trägheit sey das radicale Böse. Aber wie haben Sie das angefangen?

Otto.

Ich habe den Ursprung des Bösen unterschieden von dem Bösen selbst. Mit andern Worten: ich habe den ersten Punkt, der unmittelbar vom Fabel getroffen wird, unterschieden von demjenigen Punkte, der den ersten Platz einnimmt im Gebiete des Seyns, oder Geschehens.

Lothar.

Besinnen Sie Sich genau. Ist das noch jetzt Ihre Meinung, und sind Sie darin einer vollkommener Klarheit der Einsicht Sich bewußt?

Otto.

Wie sollte ich nicht?

Lothar.

Paßt denn das zu Spinozas Lehre? Bemerkten Sie nicht deutlich selbst, daß bey ihm theoretische und praktische Philosophie mit einander innigst verwachsen sind? Oder haben Sie das vergessen über der Unruhe, in welche Sie gerathen, als Sie gleich darauf die Endlichkeit von im Unendlichen anklagten, der Grund des Bösen, oder vielmehr, wie Sie meinten, das Böse selbst zu seyn?

Otto

Es wird mit Heile. In der That, ich habe damals das Böse an sich, oder das unmittelbar Tadelnswerthe, verdeckelt mit dem Anfangspuncte, aus welchem die Möglichkeit des Bösen hervorgeht. Aber ich sehe noch nicht, daß wir damit viel erreichen. Das Unendliche sollte gar keinen solchen Anfangspunct enthalten! Gott sollte die Möglichkeit des Bösen gar nicht in sich überbergen!

Lothar.

Sie werden doch nicht von Spinoza eine Gottheit verlangen, wie Platon oder das Christenthum sie kennt? Doch wir sind überhaupt noch nicht an der rechten Stelle; folgen Sie mir ein paar Schritte weiter. Das Gegentheil des Bösen ist das Gute, nicht wahr?

Otto.

Nun ja; was wollen Sie damit?

Lothar.

Wenn das Böse in der That bestände, so hätte das Gute seinen Sitz in der Thätigkeit, dem Leben, der Realität, oder wie man das Positive sonst nennen mag. Nicht wahr?

Otto.

Noch einmal frage ich, was wollen Sie damit? Ich gebe ja gar nicht zu, daß die Trägheit das radicale Böse sey; warum denn legen Sie wiederholt dieselbe Voraussetzung zum Grunde? Ich erwähnte des Hasses; und der ist gewiß häßlich genug, und nur immer häßlicher, je thätiger und lebendiger er ist. Wollen Sie mir nun etwa durch irgend eine Künsteley weiß machen, diese Lebendigkeit des Hasses sey eigentlich kein wahres Leben, sondern ein wahrer Tod? Ich erinnere mich, dergleichen Berede hie und da gehört zu haben, und weitotwegen möchte es sogar damit seine Nichtigkeit haben; das alles geht mich aber gar nichts an; denn ich frage nicht, was hinter dem Haße eigentlich stecke, vielmehr, ihn selbst, den Haß als Haß, so wie ich ihn irgendwo erblicke, verurtheile ich gerade zu, und nenne ihn böse, er mag übrigens fetter Natur nach seyn was er will. Dergleichen ist die Feigheit, die Lüstornheit, die Tyranney, das alles sind Gegenstände meines unmittelbaren Tadels, den Niemand entwaffnen oder schärfen wird, wenn er mir auch noch so spießfindig aus-

einandersezt, was für eine Art oder Folge der
Eräghheit das Alles seyn möge.

Lothar.

Schön, recht schön! Sorgen Sie nun, daß
Ihre Gedanken in diesem Zuge fortgehn. Das
Böse ist nicht die Eräghheit; also das Gute ist
nicht: —

Otto.

Das Gute ist nicht die Thätigkeit, nicht das
Leben, nicht die Realität, nicht das Positive;
und was Sie sonst noch Alles genannt haben
oder nennen mögen, um das Gegentheil der
Eräghheit zu bezeichnen.

Lothar.

Sondern so wie der Haß, die Feigheit, die
Häckerheit, die Tyranney, und so weiter, un-
mittelbar verwerflich gefunden werden, ohne
Frage nach ihrem Ursprunge, so muß auch —
nun, fahren Sie in der gleichen Richtung
fort!

Otto.

So muß auch die Liebe, der Muth, die
Mäßigung, die Gerechtigkeit, unmittelbar als
vortreflich anerkannt werden, wiederum ohne
Frage, wvher sie kommen. Dieses alles sind

Anfangspuncte des Lobes, wie jene für den Tod; und die einen wie die andern sind völlig verschieden, ja völlig ungleichartig von allen Anfangspuncten irgend eines Seyns und Geschehens. — Sind wir nun an der rechten Stelle?

Lothar.

Wir sind angelangt. Sehn Sie Sich nur recht um!

Otto.

In der That, wie ist mir? Ein Schwindel ergreift mich. — Die Realität ist ja die Vollkommenheit, die Macht ist Tugend, das Positive ist das Gute, das Urwesen ist als solches das höchste und vortrefflichste Wesen. — Sagte ich nicht so? Mir träumt, ich hätte so eben das gerade Gegentheil gesagt.

Karl.

Nun wahrlich! Spinozas Schatten muß Sie umschweben und bezaubern; sonst würden Sie nicht so plötzlich in den alten Gesang zurück fallen!

Ludwig.

Während Otto sich bekümmert, muß ich abermals Einspruch thun, nur auf andre Weise wie zuvor. Nämlich wenn auch das richtig seyn

folgte, daß eine Mehrheit von Anfangspuncten des Lobes und Tadelis vorhanden seyen; und daß man diese unterscheiden müsse von den Anfangspuncten des Seyns und Geschehens: so finde ich selbst unter dieser Voraussetzung die Trägheit ursprünglich böse. Ich darf sie nur betrachten, sie mir nur denken, so widersteht sie mir schon gerade so unmittelbar wie der Haß und die Tyranny. Eben wie diese beyden ist sie an sich verkehrt und häßlich.

Lothar.

Hierin stimmen wir vollkommen zusammen; auch sind die Ausdrücke, welche vorher Otto gebrauchte, nicht frey von Uebertreibung. Es giebt keinen Gegensatz zwischen dem Guten und dem Positiven; vielmehr ist dieses ein Sattungsbegriff, der jenen unter sich faßt. Nur ist es unrichtig, daß das Positive, schon als solches, gut sey; und vielleicht werden Sie mir einräumen, daß einer von den Grund-Irrthümern des Spinoza in der Einbildung liege, als brauche man sich nur das Positive unendlich groß zu denken, um hiemit schon den Begriff der allerhöchsten Güte, das ist, Gottes, gedacht zu haben.

Karl.

Ein noch größeres Irrthum, meine ich, liegt in der Verwechslung des Denkens mit dem Erkennen, oder, was dasselbe ist, des Positiven mit dem Realen. Das höchste Wesen, dessen Existenz theoretisch zu beweisen geradezu unmöglich ist, und das ewig nur als Postulat der praktischen Vernunft ein Gegenstand unserer Ueberzeugung seyn kann, glaubt Spinoza sogar anschauen, indem er seinen Begriff davon nach seiner Art entworfen hat.

Lothar.

Aber hat nicht Kant diese Schwärmerey der innern Anschauungen ein wenig begünstigt? Ich besorge, daß gerade jene Postulate der praktischen Vernunft den schlüpfrigen Pfad bezeichnen, auf welchem nachmals so Manche immer tiefer hinuntergeglitten sind.

Karl.

Wir können aber nichts davon entbehren, wenn wir nicht an unsern theuersten Ueberzeugungen einen unerseßlichen Verlust erleiden sollen.

Lothar.

Hätten wir durch den transcendentalen Ideen

können etwas weniger an der religiösen Naturbetrachtung eingebüßt, so würden wir über den Werth jener Postulate unbefangener urtheilen können.

Otto.

Religiöse Naturbetrachtung, sagen Sie? Ist das nicht der Punkt, von dem unser neuliches Gespräch ausging?

Bothar.

„Es ist es in einem ganz andern Sinne, als worin ich eben dessen erwähnte.“

Otto.

Darum glaube ich mich aller Plage überhoben, die der Gedanke des Bösen mit sich führt; denn die bloße Natur, schon als solche, stellt ich für gut.

Bothar.

Jetzt werden Sie vielleicht allmählig bemerken, daß die wirkliche Natur, die uns umgibt, noch etwas mehr ist, als bloße Natur; und daß in diesem Mehr, ihre Güte eingeschlossen liegt.

Otto.

Seit jenem Gespräche, wie hat mich das Böse gequält! Ich kam so weit, die Na-

sie, schon als bloße Natur, die böse zu
faktoren.

Lothar.

Sie werden in so fern sich wieder mit Spinoza befreunden, als nöthig ist, um die Natur mit Ruhe zu betrachten, und wahrzunehmen, daß sie bloß als solche eben so wenig böse, als gut seyn kann.

Otto.

Während wir hier uns unterreden, habe ich wenigstens das Böse ins Auge fassen können, ohne überhaupt an die Natur zu denken.

Lothar.

Bestimmen Sie sich jetzt vollständig! Auch das Seyn und das Gute haben Sie von einander getrennt, zwar nicht als ob diese Begriffe unvereinbar wären, aber doch so, daß keiner von beyden auf dem andern folge.

Otto.

Keiner von beyden aus dem andern, — das heißt: weder das Seyn als solches, ist nothwendig gut, noch das Gute als solches, hat nothwendig Realität.

Lothar.

Wenn diese Sätze in Ihre Ueberzeugung ein-

Lothar.

Ein Spuk von transcendentaler Freyheit ist unverkennbar in der Art, wie das Böse zugleich als zeitlos, als persönlich, und als unerbittliches Wesen erscheint. Aber lassen Sie uns betonen, daß auch diesmal Kant selbst nicht ohne Schuld ist.

Karl.

Wie so?

Lothar.

Durch die Annahme eines radikalen Bösen, welches zu personificiren sehr leicht, ja fast unvermeidlich ist, sobald ein kleiner Anflug von Schwärmerey dazu kommt.

Karl.

Wie sollte denn Kant das radikale Böse vermeiden? Es hängt ja unmittelbar mit der Freyheit zusammen.

Lothar.

Freylich wäre es viel besser gewesen, diese transcendentale Freyheit selbst zu verwerfen, die für das, was man theoretische Vernunft zu nennen pflegt, ein unerträgliches Scandal ist und bleibt. Aber nachdem sie einmal da war, stand noch immer die große Frage bevor, ob man

nothwendig bis zu dem ungeheuren Satze fortschreiten müßte: Der Mensch ist von Natur böse.

„Karl.“

Diesen Satz nennen Sie ungeheuer? Er ist ja ganz bekannt, nicht bloß bey den Theologen sondern auch bey den feinsten Menschenkennern. Denken Sie doch nur an jenen Spruch, der im Englischen Parlament erklaert: Jeder Mensch hat seinen Neils, für den er sich weggebt.

„Lorharr.“

Fast möchte ich sagen: Das Böse im Menschen ist die Ursache dieses Betrübden auf die Schlichtigkeit des Andern. Darum gerade weil sie einander für böse halten, sind sie böse. Und eine philosophische Lehre, welche diesen unseligen Glauben bekämpft, anstatt jene vorgeblichen Menschenkennner mit ihrer beschränkten Erfahrungswelt, und mit ihren Schüssen von dem Menschen gewisser Orte und Zeiten auf die Menschheit und deren Anlagen überhaupt, abzuweisen und zu beschämen? — ohne solche Lehre kann ich eben so wenig für wohlthätig als für wahr halten.

„Lorharr.“

... Park ...
 ... Und ich finde gerade hierin Kant recht groß
 und erhaben, daß er einerseits, nichts von dem,
 was man Schlimmes über den Menschen sagen
 kann, sich verheißt; andererseits das Streben mo-
 ralische Sollen, als das offenbare Widerspiel der
 Wirklichkeit, mit ganzer Kraft aufrecht hält.

... L o t h a r . . .
 ... Wie sehr ich im Wesentlichen hier mit Ihs-
 nen übereinstimme, das haben Sie in meinem
 Gespräche mit unserm Freunde bemerken können.
 Und zwar bin ich darin vielleicht noch etwas
 weiter gegangen, als Sie geht würden; Sie
 sind gewohnt, die zeitliche Wirklichkeit dort, was
 seyn soll, entgegenzusetzen; ich verlange, daß
 man das wahre Seyn selbst, das zeitlos Intele-
 ktuelle, davon unterscheide; indem Seyn und
 Sollen zwey Begriffe sind, die zwar nicht ein-
 ander zuwider, aber auch auf keine Weise mit-
 einander so verknüpft sind, daß man von einem
 auf den andern schließen könnte. — Aber in dies-
 sem Punkte, der gewiß die Grundbedingung al-
 les achten Philosophirens ausmacht, ist Kant
 nicht consequent, indem er bald zu viel thut,
 und bald zu wenig. Er thut zu wenig, indem

er vom Sollen aufs Können schließt; als ob mit dem Beweise, daß man nicht könne, auch der Beweis geführt wäre, daß man nicht solle! Hat etwa der Schuldner seine Verbindlichkeiten getilgt, indem er sein ganzes Vermögen verschwendete? Und ist etwa das Sprichwort: wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, eine moralische Wahrheit?

Karl.

Man muß wohl einräumen, daß die rechtliche Forderung als eine negative Größe steht, welche bezeichnet, daß da, wo Nichts ist, dennoch etwas seyn sollte.

Lothae.

Und das nämliche werden Sie bey jeder sogenannten Gewissenspflicht ebenfalls einräumen müssen. Wie nun aber hier Kant viel zu gütig ist, indem er uns um des Sollens willen auch das Können zugesteht: so wird er dagegen auf der andern Seite unerträglich scharf und schnellend, dadurch daß er uns neben der Möglichkeit des Guten zugleich ein wirkliches Böses zuschreibt; und dies zwar nicht etwa diesem oder jenem einzelnen Menschen, sondern der ganzen Gattung. Mir fällt dabey immer die Frage ein

ob denn etwa alle Menschen in gleichem Grade böse seyen? Wenn eine Verschiedenheit des Grades statt findet, so schwankt der ganze Satz; denn eine Größe, die einmal im Abnehmen begriffen ist, kann auch gleich Null werden, es sey denn, daß sie eine ganz besondere Function einer andern veränderlichen Größe sey. Glauben Sie, daß Kant es so genommen habe?

Karl.

Gewiß nicht, denn das Böse hängt nach ihm lediglich von einer freyen Wahl ab. Denn noch muß man an das radicale Böse glauben, da schon eine einzige, mit Bewußtseyn böse Handlung, auf eine böse Maxime, und diese auf ein Böses in der intelligibelen That der Freyheit, zu schließen berechtigt.

Lothar.

Ich will Sie nicht fragen, ob Sie mit dem Herzenständiger wetteifernd, unternehmen wollen, allen Menschen eine mit Bewußtseyn böse Handlung nachzuweisen. Ich will Sie nicht erinnern, daß ein einziger Mensch, der eine Ausnahme von der vorgeblichen Regel machte, schon hinreichen würde, das über die Gattung ausgesprochene harte Urtheil zu wider-

lygen. Nur seyn Sie so gefällig, mir zu sagen, warum denn nicht eine einzige, mit Bewußt seyn gute Handlung, hinreiche, um eine wirkliche Güte in der ursprünglichen, zeitlosen That der Freyheit daraus zu schließen? Man sollte doch meinen, bey solchen Schlüssen müßte das Gute zum mindesten eben so viel Rechts haben, als das Uebel!

Karl.

Darauf ist leicht zu antworten. Wenn das Gute gewählt wird, dann geschieht nichts weiter als was sich geführt, was man schuldig war. Das morallische Gesetz ist eben das Gesetz der Freyheit, und gleichsam die Natur derselben. Die Freyheit steht mit dem Gesetze in solchem Wechselverhältniß, daß beyde auf einander zurückweisen. Ein freyer Wille ist aller Casusliber, also auch allen Triebfedern entnommen, die mit irgend einer Vorstellung eines Gegenstandes verbunden seyn, und ihn dadurch bestimmen könnten; es bleibt also kein denkbarer Bestimmungsgrund übrig, als nur die bloße Form des Gesetzmäßigkeit der Maximen. Hiedurch bestimmt zu seyn, ist die Freyheit selbst. Wenn nun der Mensch einmal wirklich so bestimmt ist, das

heißt, wenn er mit Bewußtseyn gut ist, worüber können wir uns wundern? Ich möchte sagen: um das Gute zu erkelfen, dazu ist gar keine Wahl nöthig; die Freyheit, so gewiß sie Freyheit ist, hat schon das Gute gewollt. Die guten Handlungen folgen alsdann von selbst; und aus ihnen ist gar nichts Böses; gar nichts von besonderer Güte zu schließen. Nur wenn das Böse geschieht, dann muß man sich wundern, und dann darf man nicht ableugnen, daß eine Verunreinigung der moralischen Natur des Menschen dabey vorauszusetzen sey.

Lothar.

Wie entsteht denn diese Verunreinigung?

Karl.

Sie fragen doch wohl nicht im Ernste?

Lothar.

Antworten Sie nur im Ernste, so wie das System Sie treibt!

Karl.

Nun wohl! die Verunreinigung geschieht durch Freyheit.

Lothar.

Jetzt sind Sie auf dem Puncte, wo ich Sie erwartete. Sehn Sie noch nicht den Doppelsinn,

sinn, in dessen Schlingen Sie Sich gefangen haben?

Karl.

Welchen Doppelsinn?

Lothar.

Einen Doppelsinn eben in dem Punkte, der Ihnen der Hauptpunct zu seyn scheint, obgleich er es nicht ist.

Karl.

Doch wohl nicht in der Freyheit?

Lothar.

Gerade da! Erst ist das moralische Gesetz nach Kant der unmittelbare, adäquate Ausdruck für die Freyheit; so daß es für einen freyen Willen gar kein anderes mögliches Gesetz soll geben können. Wir Anderen, die wir außer der Kantischen Schule stehn, hören staunend zu; denn ein so erhabener Begriff von der Freyheit, nach welchem sie geradezu das Gute selbst seyn müßte, war uns sonst nirgends dargeboten worden. Aber wie bald, und wie heftig, schleudert man uns aus den Wolken auf die Erde nieder! Indem über das Böse, soll Rechenschaft gegeben werden, kömmt uns noch einmal die Freyheit entgegen; aber nicht mehr jene erhabene Göttin,

sondern dasselbe zweyseitige, schwankende Geschöpf der psychologischen Unwissenheit, was wir überall mit diesem Namen hatten nennen hören, — die Freyheit der Wahl! Diese ist, wie es scheint, ihrem Gesetz entlaufen, von dem sie, wenn jene frühern Lehren Wahrheit enthielten, sich gar nicht trennen konnte, ohne mit ihrem innersten Wesen in Widerspruch zu gerathen. Was soll nun gelten? Wollen wir die Freyheit für die praktische Vernunft selbst erklären? Das wird mit der Formel des kategorischen Imperativs wohl zusammen stimmen; aber dann ist das Böse kein Werk der Freyheit, sondern ein Mangel derselben. Oder soll die Freyheit verschieden von der Vernunft, etwa zwischen ihr und der Sinnlichkeit mitten inne stehn, um wählen zu können, oder um eine von beyden Rathgeberinnen der andern unterzuordnen? Dann wird das Böse ein Werk der Freyheit, aber mit ihm auch das Gute; beyde Werke sind nun gleich möglich, und ein radicales, der Menschengattung anfließendes Böses ist wiederum nicht vorhanden; denn in der Freyheit kann keine bestimmte Richtung nach dieser oder jener Seite enthalten seyn. Hier liegt nun ein Dilemma vor Ihnen, wo:

durch in jedem Falle das vorzügliche radicale Böse widerlegt, und zugleich der Ursprung dieses Ungethüms in dem doppelsinnigen Worte ist nachgewiesen worden, das überall, wo man es hört, und in jeder Verbindung, worin es gebraucht wird, den Verdacht eines höchst gefährlichen Mißverständes erwecken sollte.

Ludwig.

Sie erinnern mich lebhaft an das Gespräch, was ich mit meinem Bruder führte, ehe Sie kamen. Daß die Freyheit nicht zwischen Vernunft und Sinnlichkeit stehend gedacht werden müsse, leuchtet mir ein. Aber wenn wir sie als Eins mit der Vernunft, oder noch besser als den Ursprung der letztern betrachten, dann, dünkt mich, liegt ein radicales Uebel eben darin, daß die Freyheit unterlasse, Vernunft und Sittengesetz zu stiften und zu erhalten. Sie selbst nannten so eben das Böse nicht ein Werk, sondern einen Mangel der Freyheit; und dies trifft mit Fichtes Lehre zusammen, wornach die Freyheit als die Wurzel des Bösen zu betrachten ist.

Lothar.

Wenigstens bin ich der Meinung, daß die Kantische Schule nicht Ursache hat, in diesem

Puncte mit Fichten unzufrieden zu seyn. Er hat hier, und wohl so ziemlich überall, aus Kants Lehre das Beste gemacht, was sich daraus machen ließ; und wer Fichtes Verbesserungen nicht annehmen will, der thäte wohl, desto schärfer nachzusehn, aus welchen Gründen eine Veränderung nöthig geschienen habe. Etwas gelinderes läßt sich bey dem Ausdrucke: *radicales Vöses*, wohl nicht denken, als eine bloße Schwäche, ein Mangel an besonnener Reflexion, dergleichen wir Alle, auch ohne System, bey dem Vösen voraussetzen. Denn ist nicht das Vöse ein solches, das bey besserer Ueberlegung wird bereuet werden?

Otto.

Also von der Neue wollen Sie nicht ablassen! Ist mir aber jemals ein Wort von Spinoza klar gewesen, so war es dies, daß die Neue nur eine thörichte Schwäche sey.

Lothar.

So lange Sie überall nur Natur, und gute Natur, aber gar kein Vöses sehen wollten, mußten Sie die Neue verachten. Aber die Neue ist notwendige Folge und Heilung des Vöses; so daß, wenn dieses zugelassen wird, auch jene

sch ansehnlich einsteht. Und was denken Sie denn von dem Christenthum? Sie werden doch nicht verkennen, daß die ganze Verordnungslehre nur unter Voraussetzung einer getrichten Neue kann gefaßt werden.

Otto.

Auch gehörte ich während der ganzen Zeit, da ich dem Spinoza anhängig, nicht zu den besondern gläubigen Christen.

Da waren Sie denn wenigstens consequenter, und um so leichter wird es Ihnen jetzt klar seyn, welche Veränderung nun mit Tyrann Anichten vorgehn muß, nachdem Sie uns vorher so stark gesagt haben, wie der Haß, und die Tyranney, und die Eizigkeit, und die Lustlosigkeit, jedes unmittelbar als ein Vases in die Augen falle. Sie werden einsehn, daß der Mensch, der sich solcher verkehrten Gesinnungen wegen sinnerlich anklagt, nothwendig auf eine Weise wird gepeinigt seyn, die es ihm unmöglich macht, sich der Natur und der Gesellschaft guter Menschen, vollends aber ihrer religiösen Gemeinschaft, mit freyem Herzen anzuschließen. Er bedarf alsdann einer Entschuldigung; und man

muß ihm Muth wachsen, damit er es wage, sich
unter Bedingung einer irdlichen Sinnesänderung
wiederum als einen Genossen des Reiches Got-
tes zu denken.

Karl.

Sollte ich wirklich bey einer Revision der
Baptischen Lehre in irgend einem Punkte meine
Ansicht veränderten finden, so würde ich allerdings
darauf gefaßt seyn müssen, daß auch in meiner
Vorstellung vom Christenthum etwas zu ver-
ändern wäre.

Lehrer. In dem radicalen Bösen werden Sie nur
ein Hinderniß verlieren. Ihre Philosophie mit
dem Christenthum in Einklang zu denken, so
gut es gemeint ist, wenn Kant gegen den Trost,
Sünde gut, Alles gut, protestirend, auch
das Leben vor der Sinnesänderung bey der
Hoffnung auf künftige Seligkeit mit in Anschlag
bringt; und so consequent er hierin verfährt,
da die intelligible That der Freyheit sich gegen alle
Perioden unseres Erdenlebens gleich verhält, und
durch frühere Handlungen nicht minder bezeich-
net wird, als durch spätere: so folgt denn doch
aus dem Allen ganz unzweifelbar, daß es thöricht

sey, sich für die zeitlose That der Freyheit eine zukünftige Zeit der Entsündigung, und hiemit der Sünden-Vergebung zu denken: Nun ist es aber wirklich die Meinung des Christenthums, daß die Schulden sollen getilgt, und die Seelen gereinigt, die Strafen aber erlassen werden: Diesen Gedanken werden Sie von Zeit-Verhältnissen niemals befreyen können. Unsere Kirche setzt mit dem gemeinen Verstande zugleich voraus, daß das Böse irgend einmal entstanden sey, und irgend einmal aufhören könne, ja aufhören werde, wenn wir die Menschen sich die göttlichen Veranstaltungen gehörrig zu Mäße machen. Und ich verhehle Ihnen nicht, daß, obgleich ich mit dem zeitlosen Seyn nicht gänzlich unbekant zu seyn glaube, ich dennoch, wenn in Beziehung auf das menschliche Gemüth vom Guten und Bösen die Rede ist, die Zeit-Bedingungen zu verschmähen weder nöthig, noch heilsam, noch überall nur möglich finde.

Karl.

Rücken Sie nur ein wenig weiter heraus! Lassen Sie nun auch Ihre Meinung über das Böse beichtigen, damit wir uns daran allenfalls Schadens erholen können.

Lothar.

Sie wollen meine Vorkellungsart kennen lernen? Aber ich muß bitten zu bedenken; daß in keinem System das Böse gleich vorn an der Schwelle gefunden wird. Mit Ihnen konnte ich auf Ihre Ansichten eingehn, weil Spinoza, Kant, und Fichte, uns Allen bekannt sind. Allein wenn ich selbst etwas aufstellen soll, wo wollen Sie, daß ich anfangen, und wie lange wollen Sie mir zuhören?

Otto.

Nur keine Ausflüchte! Sie haben uns Alle mehr oder weniger irre gemacht. —

Ludwig.

Wenigstens hat es uns auf einen Augenblick an der rechten Antwort gefehlt; und es wäre wohl billig, daß nun auch Sie einer solchen kleinen Verlegenheit sich aussetzen. Nur darf ich meiner Frau nicht die größere Verlegenheit zuziehen, und mit kalten Schüsseln zu bewirthen. Man wird uns bald zu Tische rufen.

Lothar.

Ganz in der Eile also wollen Sie wissen, was selbst in der längsten Ausführlichkeit noch sehr mangelhaft bleiben würde. So muß ich

mir denn helfen wie ich kann! Ich muß mir einbilden, meine eignen Gedanken seyen aus allerley fremden Vorstellungen zusammengestossen; es sey darin ein Quentchen Spinoza, ein Loth Fichte, und ein Loth Kant enthalten. Von diesem Kunstgriff verspreche ich mir die beste Wirkung; denn Sie, meine Herrn, werden mich nicht bloß verstehen, sondern auch sämmtlich mit mir zufrieden seyn.

Otta.

Der Spott wird Ihnen theuer zu stehen kommen! Keiner von uns wird das abscheuliche Gemenge, was Sie ankündigen, sich gefallen lassen. Jeder von uns nimmt das Seinige zurück, und Sie behalten nichts, als den Schaum aus der gährenden Mischung.

Karl.

Nur nicht so ernsthaft! Wir können nun einmal in diesem Augenblick keine gründliche Abhandlung verlangen; also müssen wir die Einbildung nehmen, wie sie gegeben wird.

Ludwig.

Aber wird nicht Jeder von uns zuviel von dem Seinigen hinzudenken, und wird nicht das durch vielleicht ein Gemenge aus unverehbarem

Gedanken entstehen, das ursprünglich nicht vorhanden war?

Lothar.

Eben diese Bemerkung war es, die ich zu veranlassen wünschte. Sie werden nun schon verhüten, daß nicht auf solchem Wege ein Mißverständniß einschleiche. Zuerst aber lassen Sie uns jene Unterscheidung zurückrufen zwischen den Anfangspuncten des Lobes und Tadelns, und denen des Seyns und Geschehens. Sie erlauben mir doch, diese zum Grunde zu legen?

Karl.

Fahren Sie nur fort!

Lothar.

Gutes und Böses sind demnach nicht Begriffe der Erkenntniß, sondern der Beurtheilung; nicht Prädicate des Seyenden, so fern es ist, sondern Bezeichnungen der Art und Weise, wie ein möglicher oder wirklicher Gegenstand von einem gegenüberstehenden Zuschauer aufgefaßt wird. Bemerken Sie wohl: der Gegenstand braucht kein wirklicher, nicht einmal ein real-möglicher zu seyn; statt seiner genügt ein bloßer Gedanke; aber der Zuschauer muß existiren, sonst käme kein Urtheil zum Vorschein. Wer hingegen uns

von der wahren Natur und Beschaffenheit eines wirklichen Dinges unterrichten will, der muß die Worte gut und böse in seiner Beschreibung ganz vermeiden, damit er nicht die Betrachtungen des Zuschauers in das angeschaute Ding selbst hineintrage.

Ludwig.

Aber wie nun, wenn der Gegenstand der Beschreibung ein Vernunftwesen ist? Ein solches ist sein eigener Zuschauer, denn es hat Selbstbewußtseyn. Daher findet es sich selbst gut oder böse; gehört denn nun das nicht zu seiner Natur, daß es sich also beurtheile?

Lothar.

Ohne Zweifel; nur liegt auch in einem solchen Wesen, welches Object und Subject zugleich ist, das Gute und Böse nicht zuerst in dem Objectiven; sondern die Beurtheilung erzeugt sich in dem Subjectiven, welches nun die Stellen in dem Objectiven, worauf das Urtheil traf, mit den Namen des Guten und Bösen belegt; die sie denn auch, in Rücksicht auf das unvermeidliche Urtheil, immerhin behalten mögen.

Karl.

Fahren Sie fort, damit wir eine weitere Umsicht gewinnen.

Lothar.

Noch muß ich erinnern an jene Reuehaftigkeit von Anfangspuncten des Lobes und Tadelns, von denen wir vorhin schon sprachen.

Ludwig.

Sie meinen das Unrecht, und die Unbilligkeit, und den Haß sammt seinen Gefährten, dem Neide und der Schadenfreude; desgleichen die Feigheit und Lästernheit, die ich wohl mit der Trägheit zusammen stellen möchte; endlich das Handeln wider besseres Wissen, oder was Kant das Böse mit Bewußtseyn nennt.

Karl.

Das letztere allein möchte ich für das eigentliche Böse erkennen. Jenes Andere kann böse werden, wenn Bewußtseyn hinzukommt.

Otto.

Und ich möchte vielmehr den Haß als das nächste ansehen, was uns bey dem Worte Böses einfällt.

Lothar.

In der That nennen wir denjenigen vor-

zugewette gut, der gütig, oder wohlwollend ist; und eben so macht auch der Haß den Grundzug des Bösen. Eine andere Bedeutung aber bekommt dieser Ausdruck, wenn wir eine bessere Einsicht, die nicht befolgt wird, hinzudenken; und nun tritt die ganze zuvor erwähnte Mannigfaltigkeit herein. Denn es ist nun einerley, ob die Einsicht ein Recht, oder eine billige Vergeltung, oder eine übelwollende Gestanung, die man ersticken soll, oder irgend welche Proben von Muth, Geduld, Standhaftigkeit, wozu wir aufgefordert sind, oder endlich die nöthige Befhaltung gewisser Maximen betrifft, denen unverbrüchliche Treue gebührt. In allen diesen Fällen, die noch mancherley Modificationen annehmen können, soll die Einsicht befolgt werden; ihr aber zu widerstreben, ist böse.

Karl.

Das läßt sich nicht leugnen. Aber noch immer verweilen Sie bey einer bloßen Erörterung des Begriffs vom Bösen; und das berührt gar nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs. Den Grund und das innere Wesen dessen, was in dem Object der Beurtheilung dergestalt vorhanden ist, daß der Zuschauer es

unvermeidlich tabelt, und zwar unmittelbar tabelt, ohne vorgängige Schlässe aus anderen Principien: — dieses haben Sie uns nachzuweisen.

Lothar.

Ein wesentliches Böses, das den Grundzug der Natur irgend eines Dinges ausmache, kann und will ich Ihnen nicht nachweisen, weil ich dergleichen durchaus nicht anerkenne.

Otto.

Also ein solches nur wollen Sie einräumen, das nicht im Seyn, sondern im Geschehen seinen Sitz habe.

Lothar.

Auch dies muß noch beschränkt werden. Das ursprüngliche Geschehen ist viel zu einfach, um böse seyn zu können. Erst indem ein mannigfaltiges Geschehen zusammentrifft, kann vom Bösen die Rede seyn.

Otto.

Und ein solches Zusammentreffen, wo ereignet es sich?

Lothar.

Ohne Zweifel in den Seelen der Menschen, und anderer, ähnlicher Vernunftwesen. In dies-

sen muß erst aus Vorstellungen sich Begierde erzeugen, und die Begierde muß in irgend welche Misverhältnisse gerathen, wenn ein böser Keim entstehen soll.

Karl.

Also auch den Keim lassen Sie entstehen, und zwar aus Begierden, die an sich nicht einmal den Keim enthalten, sondern erst in Misverhältnisse gerathen müssen, wohinein sie auch wohl hätten nicht gerathen können! Das heißt in Wahrheit das Böse als recht zufällig und vergänglich beschreiben! Mich dünke das etwas leichtsinnig.

Otto.

Und mich sehr erfreulich! Sollten Sie denn gern das Böse recht verhalten, und es wohl gar von Ewigkeit zu Ewigkeit sich erstrecken lassen, oder, was eben soviel heißt, es in die intelligiblen Welt hinein verlegen?

Ludwig.

Wenn wir den intelligibeln Ursprung des Bösen aufgeben: so werden wir uns vielleicht desto eher darüber einigen, daß es von gewissen Standpuncten der Reflexion abhängig ist. Ich gestehe, daß ich jene Verdunkelung und Erhellung

lung unseres Geistes, worauf das Schwanken des Menschen zwischen dem Guten und Bösen so offenbar hinweist, von Zeit-Bestimmungen unabhängig zu denken zwar versucht habe, aber niemals recht damit zu Stande gekommen bin.

Esthar.

Sie alle drey muß ich bitten, mich nicht mißzuverstehn. Was die Zufälligkeit des Bösen anlangt: so nehme ich sie allerdings in dem Sinne an, worin überhaupt vom Zufall die Rede seyn kann. Auch in einer festen und gesetzmäßigen Natur giebt es ein Zusammentreffen, das für ein Jedes der Zusammentreffenden zufällig ist, und das wir, dennoch in formaler Hinsicht als vollständig bestimmt ansehen müssen. In Rücksicht der Vergänglichkeit des Bösen aber wünschte ich eine ausgedehntere Ueberzeugung zu besitzen, als deren ich mich rühmen kann. Auch das zufällig Entstandene bleibt so lange, bis es von mächtigern gegenwirkenden Kräften vernichtet wird. Schon neulich erinnerte ich Sie, lieber Otto, an die Miasmen der ansteckenden Krankheiten, die wohl schwerlich so alt seyn können als der Mensch, die ihm aber jetzt, nachdem sie einmal da sind, sehr hartnäckig anhaften.

Daß

Daß Sie nicht darauf bringen wollen, das Böse aus der intelligibelen Welt herzuholen, ist recht gut in dem Sinne, wie Sie das Wort nehmen; aber schließen Sie nur ja nicht daraus, daß nun das Böse selbst zur Erscheinung gehöre! Die ganze Disjunction zwischen der intelligibelen und der Erscheinungs-Welt ist in meinen Augen äußerst mangelhaft: Sie läßt gerade das Wichtigste aus, nämlich die innern Zustände der einfachen Wesen, die zwar in gewissen Zeitpunkten existieren, dennoch aber selbst gar nicht zeitlich, sondern beharrlich, und nur bloß einer gegenseitigen Himmlung zugänglich sind, wenn nämlich ihrer mehrere und entgegengesetzte in einem und demselben Wesen zusammentreffen. Hier nun ist eben das Reich des Guten und Bösen; während die einfachen Wesen selbst, oder das eigentliche Seyende, uns eben so gleichgültig als unbekannt sind. Es verhält sich mit dem Guten und Bösen wie mit den Metallen; die edeln sammt den unedeln finden sich eben so wenig in den Urgebirgen als in der Thonerde. — Zuletzt muß ich noch auf Ihre Voraussetzung, das Böse habe an gewissen niederen Reflexionspunkten, es was erwidern. Schon zuvor sprachten wir von

der Mannigfaltigkeit dessen, was der Sittungsname Böses, unter sich begreift. Die werden nun wohl den Gedanken natürlich finden, daß nicht alles Böse und Gute der natürlichen Reflexionsstufe angehöre. Der Haß zum Beispiel, und die Feigheit, sammt ihren Gegentheilen, der Zuneigung und dem Muthe, gehören zu den ursprünglichen Kindern des Gefühls; daher so manche Moralisten, und namentlich alle, die auf dem Gegensatze zwischen Natur und Freiheit sitzen, sich ganz eigensinnig Mühe geben, um in diesen Anfangspuncten der menschlichen Entwicklung das Sittliche zu erkennen. Verhältnisse des Rechts und der Billigkeit aufzufassen, erfordert dagegen schon Umsicht, und ein Heraustrreten aus dem natürlichen Egoismus; dem individuellen Befehl von Wohl und Wehe; und hier, wenn irgendwo, hat Nichts Recht, daß bey träger Reflexion den Mensch in dem Bösen, nämlich in dem Unrecht und der Unbilligkeit, befangen bleibt, während eine Erhebung des Geistes nur auf eine nächst höhere Stufe, in ihm der Anfang des Guten seyn würde. Daher hängt die Rechthelligkeit zum Theil mit der Civilisirung zusammen, Endlich die Ausbildung der Grund:

fäße, und die Wachsamkeit, um sich nicht davon zu entfernen, — jene Fichtesche Selbstständigkeit, und die Kantische allgemeine Gesetzmäßigkeit der Maximen, — dies erfordert nicht bloß eine höhere, sondern auch eine hellere Reflexion, als das vorhergenannte; und das Böse, nämlich die Untreue gegen sich selbst, entsteht hier nicht etwa in dem gänzlichen Erlöschen des Bewußtseyns gefaßter Vorsätze, sondern es hat seinen Sitz in einer theilweisen Verdunkelung gewisser Maximen, die man sich immer noch vorhält, während man ihnen zuwider beschließt und handelt.

Karl.

Während Sie redeten, ist es mir seltsam ergangen. Zuerst hatte ich Lust, Ihnen zu widersprechen; denn was die Miasmen der ansteckenden Krankheiten anlangt, mit deren zufälligem Ursprunge Sie das Böse verglichen, so würde ich das Gleichniß lieber umkehren. Es fragt sich noch, ob nicht etwa in der organischen Natur ein Analogon des radicalen Bösen in der geistigen statt findet; ich meine, ob nicht eine Art von intelligibeler Verkehrtheit, auf zeitlose Weise, gerade so den Grund der Krankheiten

ausmacht, wie die zeitlose böse Wahl hinter den Phänomenen der bössartigen menschlichen Gesinnungen und Handlungen verborgen liegt. Doch das mag dahingestellt seyn! Da Sie aber nun von einem Mittel Dinge, oder einer Mittelwelt zwischen der Intelligenz und der sinnlichen, sprachen: da ging mir das Licht gänzlich aus, und mir war, als umfinge mich eine dicke, schwarze Wolke; —

Ethar.

die allerdings nicht genug ist, um dem menschlichen Auge wie ein solider Körper zu erscheinen; und schwarz genug, um ihm die Sonne zu verdunkeln; endlich wirksam genug, um als Werkstätte des Blitzes und Donners sowohl Schrecken als Wohlthaten zu verbreiten.

Karl.

Hören Sie mich doch bis zu Ende! Die Wolke hat sich ja längst aufgelöst, und der Himmel ist wieder ganz heiter. Denn als Sie nun ferner, Sich an meinen Bruder wendend, das Böse auf allerley Reflexionspuncte vertheilten: da senkte sich der Nebel ganz sanft auf die platte Erde nieder. Ich merkte nun, daß Ihre Mittelwelt, die Werkstätte des Bösen und des

Guten, aus wohlbekannten psychologischen Materialien besteht; und so etwas pflegen wir Andorn, — ich meine, wir Schüler Kants, — zu den innern Erscheinungen zu rechnen, die eben so weit von den Noumenen entfernt sind, als die Phänomene des äußern Sinnes. Da ich nun wohl weiß, daß Sie den wahren Grund des Guten und Bösen, die Freyheit, nicht anerkennen, und folglich auch die intelligibele Natur dieses Grundes nicht einsehn können: so hatte ich längst erwartet, daß Sie Sich, mit etniger Veränderung der Worte, der Erscheinungswelt anvertrauen, und das majestätische Pflichtgebot in ein psychologisches Spiel würden herabziehen wollen. Und es begiebt sich denn auch wirklich, daß Sie auf bloße Affecten, wie Liebe und Haß, eben so viel Gewicht legen, als auf Recht und Unrecht; daß Sie überdies das Recht an die Civilisirung, und die Uebertretung einmal angenommener Grundsätze an eine Verdunkelung gewisser Vorstellungen anknüpfen. Sehn Sie nun, wie Ihnen das Uebersinnliche irdisch und zeitlich geworden ist! Ihren Augen verbirgt in der That die Sonne sich hinter Ihrer Wolke: Darum aber hat sich zwischen der in-

telligbelen und der Sinnenwelt nichts in die Mitte geschoben, auch sind diese Welten, die eine des Glaubens, und die andre des Wissens, noch immer durch eine unendliche Kluft geschieden, und einander nicht um einen Zoll breit näher gekommen.

L u d w i g.

Lieber Bruder! Du führst da eine so siegreiche Sprache, daß ich an Deinem Siege fast zweifeln möchte. Mir ist es überdies sehr klar, daß auf einer Verdunkelung oder Erhellung gewisser Vorstellungen, wodurch gleichsam der gelstige Horizont bestimmt wird, bey unseren Entschlüssen und Handlungen das Meiste ankommt; und es dünkt mich ein schlimmes Zeichen für Deine Ansicht, daß Du hierauf so wenig Rücksicht nimmst und nehmen kannst. Du hast immer nur Deine einförmige Freyheit; damit lernen wir aber nichts von den höchst verschiedenartigen Zuständen unserer moralischen Gesinnungen begreifen, die sich denn doch nicht wegleugnen lassen. Wirklich kommst Du mir manchmal vor, wie ein Säulenbewohner, der sich immer nur um seine Axe drehen, aber niemals mit uns Andern auf den Wegen und

Steigen, die doch offen vor uns liegen, umher-
gehn will.

Otto.

Wie nun vollends mögen Sie die Verstehe-
rung von einer unendlichen Kluft, die zwischen
der intelligiblen und der sinnlichen Welt be-
vestigt seyn soll, noch tausendmal wiederholen:
dafür rücken diese beyden Welten, die ganz
nothwendig zusammengehören, nicht um einen
Zollbreit auseinander. Spinoza mag in den
näheren Bestimmungen seines Systems Recht
oder Unrecht haben: so viel wenigstens sehn wir
Alle, daß eine Sinnenwelt für sich allein sich
gar nicht denken läßt; und daß, wer diese so
unmittelbar wie sie erscheint, für real hält, noch
gar nicht angefangen haben muß zu philosophi-
ren. Was kann denn nun die intelligibele Welt
anders seyn, — für uns nämlich, und in Be-
ziehung auf unsere Erkenntniß, — als eine Er-
gänzung, die wir zu der sinnlichen hinzufügen?
Und nachdem ich mir nicht mehr verhehle, wie
tumultuarisch Spinoza verfährt, indem er die
sinnlichen Dinge in das Meer des Unendlichen
gleichsam hineinkirrt: wünsche ich allerdings zu
erfahren, welche Vermittelung zwischen jenen und

diesem Statt finde; mit einer Kluft zwischen Wissen und Glauben aber, die allen begreiflichen Zusammenhang aufhebt, ist mir nichts gedient.

Lothar.

Meine lieben Freunde! Lassen Sie uns vor allen Dingen guter Laune bleiben. Von mir kann ich Ihnen das so lange versprochen, als Jedermann entweder consequent bey seinem System bleibt, oder aber mit festen Schritten, und wohlwissend was er thut, sich um eben so viel von seiner vorigen Meinung entfernt, als er einer andern näher rückt. Erst dann pflege ich mich unwillig abzuwenden, wenn Leute, die sich Philosophen nennen, wie heraufsch umhertaumeln, und nach Allem greifen was sie sehen, unbekümmert ob sie es sich mit Recht zueignen können oder nicht. So etwas wird in unserm Kreise nicht begegnen. — Sie, lieber Karl, haben vorhin getreu dem Geiste Ihrer Schule gegen mich gesprochen, und nur ein wenig zu schnell geglaubt, mich zu verstehen. Das psychologische Spiel, in welches ich das Gute und Böse soll herabgezogen haben, ist allerdings kein solches Spiel, dergleichen die transcendentalen

Freiheit treiben würde, wenn sie aus der übersinnlichen Welt, worin sie wohnen — und bleiben sollte, hervorträte, um im Laufe des menschlichen Lebens allerley wechselnde sittliche Gemüths-Zustände bewirken zu helfen. Das nämliche psychologische Spiel ist aber darum auch noch lange kein bloßes Spiel von Erscheinungen. Damit ich mich deutlicher mache, erlauben Sie mir die Frage: rechnen Sie nicht den Mond und die Sonne zur Erscheinungswelt?

Karl.

Ohne Bedanken.

Lothar.

Und dennoch ist dessen, was uns davon erscheint, äußerst wenig im Vergleich mit dem, was uns verbergen bleibt.

Karl.

Das letztere liegt in einer möglichen Erfahrung, die wir machen könnten.

Lothar.

Wir doch wohl nicht! Wir müßten ja aufgehörten Menschen zu seyn, um auf dem Monde und der Sonne leben und Erfahrungen einsam machen zu können.

Carl.

Aber man denkt sich anders: organisierte, Menschen-ähnliche Wesen, für die eine Verlängerung unserer Erfahrung bereit liege,

Lothar.

Sie mögen wohl überlegen; was Sie thun, indem Sie menschliche Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, bey Ihren Kantischen Grundsätzen auch solchen Wesen zuschreiben; die wie uns offenbar nicht als Menschen denken dürfen, da sie nicht in unsrer irdischen Atmosphäre, und nicht unter den gleichen Bedingungen der Schwere und der Wärme leben sollen. Es ist sehr zu fürchten, daß Wesen, die nicht Menschen sind, schlecht dazu taugen mögen, eine menschliche Erfahrung zu verlängern; eben so schlecht als wir, um ihre Anschauungen mit unsern Augen fortzusehen und mit unserm Verstande fortzudenken. Wenigstens in Ihrer Stelle, und nach Ihren Principien möchte ich mir eine solche Verschreibung des menschlichen Maasstabes über alle menschliche Gränzen hinaus, kaum erlauben. Allein wir können das bey Seite setzen. Sagen Sie mir nur, sind Sie denn gewiß, daß der Mond und die Sonne überhaupt Einwohner, ja

daß sie nur irgend welche Zuschauer haben, die mehr davon sehen könnten als wir?

Karl.

Wer wird das verbürgen wollen? Aber die Möglichkeit der Erfahrung bleibt ja doch immer!

Lothar.

Köden wir denn von einem möglichen Monde und einer möglichen Sonne? Oder schreiben wir diesen Weltkörpern Wirklichkeit zu? In diesem Punkte, hoffe ich, sind wir einig.

Karl.

Ohne Zweifel; denn jene Gestirne fallen ja zum Theil in unsere wirkliche Erfahrung; sie haben daher die Wirklichkeit der Phänomene.

Lothar.

Zum Theil, nicht wahr? Denn die Wirklichkeit der Phänomene kann doch nicht größer seyn, als die der Erfahrung. Aber vergönnen Sie mir nun Ihnen zu sagen, wie ich von diesem Punkte aus in Ihrem Namen weiter denken möchte. Gesezt (würde ich mir sagen), es gebe im Monde und in der Sonne keine Einwohner, auch überall Niemanden, der die menschlichen Anschauungen von beyden fortführen könnte, so würde dennoch die Wirklichkeit gewisser Materien

und Beschaffenheiten des Mondes und der Sonne keinem Zweifel unterliegen. Denn man muß so etwas voraussetzen, um daran die Erfahrungen, welche unsre Fernrohre, unsere Augen, und unsere Rechnungen uns verschafft haben, anzuknüpfen zu können. Was ist nun diese Wirklichkeit, die keinen Zuschauer hat? Bloße Erscheinung kann man sie nicht nennen, denn eine solche muß ein Subject haben, dem sie erscheint; ein Punct, den wir überall, so oft von Erscheinungen die Rede ist, sehr sorgfältig erwägen müssen. Für eine bloße Verlängerung meiner Gedanken will ich sie auch nicht halten, denn das hieße soviel als behaupten, Sonne und Mond seyen durchaus in der Wirklichkeit nichts weiter, als das, was mir davon sichtbar wird. Ich werde also wohl müssen zu den Verstandeswesen meine Zuflucht nehmen, die den Sinnenwesen correspondiren. Das Ding an sich, oder die Dinge an sich, wenn es deren mehrere giebt, müssen ja doch auf irgend eine, freylich unbekante Weise die Grundlage zu den Erscheinungen hergeben. Auf eben die Weise nun, wie sie dies mir, in meinem Erfahrungskreise, leisten, mögen sie wohl noch ein größeres Quantum mög-

licher Erfahrung bereit hatten, welches nur nicht genutzt wird, in so fern dafür die Zuschauer fehlen. Wie manches Blümchen mag auf unserer Erde eben so ungesehen verblühen, wie die weiten Gefilde des Mondes unbearbeitet und unbereiset da liegen! Demnach gehört alle solche mögliche Erfahrung, die Niemand wirklich erfährt, dennoch in das Gebiet der Wirklichkeiten, nämlich in wiefern sie zubereitet ist von dem Dinge an sich. Sind Sie damit zufrieden?

Ludwig.

Ich hoffe, mein Bruder wird sehr damit zufrieden seyn, da er sich das Ding an sich nun einmal nicht will nehmen lassen.

Karl.

Aber sagen Sie nur, was wollen Sie mit dem Allen? Was hilft uns eine Reise in die Sonne, indem wir vom Guten und Bösen reden?

Lothar.

Ihr Bruder hat Ihnen vorhin eine gewisse Unbeweglichkeit zur Last gelegt, die ich, zwar nicht Ihrer Person, aber desto mehr Ihrer Schule, ebenfalls zuschreiben möchte. Eine Reise in die Sonne, denke ich, möchte ein gutes Mittel gegen jede Art von Starrsicht seyn.

Karl.

Der Scherz soll mich nicht böse machen; aber erklären Sie sich nur über die Anwendungen auf unsern Gegenstand, die Sie im Sinne haben.

Lothar.

Sogleich. Sprechen wir nicht von den psychologischen Erscheinungen?

Karl.

Diese schienen Sie zu vergleichen mit unserer Erfahrungskennntniß von Sonne und Mond.

Lothar.

Wellebt es Ihnen nun, die Vergleichung fortzusehen, so werden die unbekanntn Tiefen des Mondes und der Sonne in Parallele treten mit dem eben so geheimnißvollen Innern unseres eignen Geistes.

Karl.

Also hätten wir auch hier eine Verlängerung wirklicher Erfahrung durch eine mögliche.

Lothar.

Keinesweges durch eine mögliche, sondern durch eine unmögliche.

Karl.

Warum das?

Lothar.

Weil kein endliches Vernunftwesen, wir selbst eben so wenig als irgend sonst Jemand, den Standpunct gewinnen kann; auf welchem das, was Sie mögliche Erfahrung nennen, wirklich zu erfahren gestattet wäre. Dennoch aber ereignet sich das, was in den Kreis der innern Wahrnehmung nicht mit eingeht, und was eben darum auch durch keinerlei Zergliederung darin kann nachgewiesen werden, wirklich in uns; denn es wird wirklich in dem intelligibelen Wesen, das wir unsre Seele nennen.

Karl.

Als ob man Ihnen schon die Substantialität der Seele eingeräumt hätte!

Lothar.

Daran liegt in diesem Augenblicke nicht viel. Jemand ein intelligibeles Reales müssen Sie doch annehmen, welches zu den geistigen Erscheinungen den letzten Träger darbiete.

Karl.

Das ist nicht zu bezweifeln.

Lothar.

So sehn Sie denn nun endlich wohl selbst, wohin jene Mittelwelt gehöre, die Ihnen vorhin

so auffallend war; und Sie werden Sich nicht mehr wundern, daß ich mich mit der Kantischen Disjunction zwischen dem Intelligibelen und dem Sinnlichen nicht begnüge. Nur glauben Sie ja nicht, die Mittelwelt liege bloß in den vorstellenden Wesen; denn sie hat einen viel größeren Umfang.

Otto.

Berlegten Sie nicht in diese Mittelwelt die innern Zustände aller einfachen Wesen?

Eudwig.

Und suchten Sie nicht in diesen Zuständen unter andern auch das Gute und Böse? Vielleicht auch das, was gewisse Stoffe zu ansteckenden Krankheitsstoffen macht?

Karl.

Freilich kann man das, was Sie meinen, nicht eigentlich zur Erscheinung rechnen, wenn Niemand ist, dem es erscheinen könnte; aber es fällt ja doch in Zeit und Raum!

Lothar.

Für unser zusammenfassendes Denken gewiß.

Karl.

Wie, für unser Denken? Raum und Zeit sind ja nicht die Formen des Denkens, sondern der Anschauung!

Lothar.

Lothar.

Ueberlegen Sie doch: sprechen Sie nicht eben in diesem Augenblicke von dem, was nicht Erscheinung sey, weil sich Niemand finde; dem es erscheinen könnte? Was soll denn hier die Anschauung? Aber der Kantische Satz verwirrt Sie, daß Raum und Zeit nichts weiter seyen, als Formen der Sinnlichkeit.

Karl.

Von wie vielen soll ich mich denn noch entwohnen, um in Ihren wunderlichen Behauptungen den Zusammenhang zu entdecken?

Otto.

Es geht wohl Ihnen vergolten! Bestimmen Sie sich noch, daß Sie vorhin mir von meinem Spinoza nicht Eine Faser übrig lassen wollten? Nun bleibt auch keine von Ihren Kantischen Sätzen unangetastet.

Lothar.

Lieber Otto! Erlauben Sie mir wohl ein freymüthiges Wort? Sie sind noch lange nicht erlöst aus Spinozas dämonischer Gewalt; dazu um versparen Sie noch eine Zeitlang Ihre Vergleichung zwischen Spinoza und Kant. Soviel wird Ihnen klar seyn, daß wenn Sie fortfahren wollten, Ihre frühern Meinungen gegen mich zu verfechten, Sie mit mir einen weit härteren

Streit haben würden; als ob in diesem Augenblicke mit unserm Freunde: Ihr gesunder Verstand sieht jetzt das Böse; aber jenes System, welches das Ihrige war, sieht davon Nichts; wie Sie mir das neulich im Anfange unseres Gesprächs recht deutlich auseinandergesetzt haben. Ungegen die Kantische Lehre kennt das Böse und das Gute zwar bloßlich nicht in den schärfsten und feinsten Zügen; doch gewiß im Allgemeinen sehr gut; sie giebt ihm auch keine Stelle in der intelligibelen Welt; und es kommt nur noch darauf an, dies näher zu bestimmen. Mich beschuldigt unser Freund; es in die Sinnenwelt herabgezogen zu haben; welches in der That eine leichtsinnige und schädliche Vorstellungsart seyn würde. Denn alsdann entstünde auch vorgänge das Böse mit den Regungen desselben im Bewußtseyn. Wer in diesem Augenblicke nichts Böses dächte, der hätte auch keinen geheimen Feind in seinem Innern zu fürchten. Und doch zeigt selbst die Erfahrung; wie oft die alten Schäden wieder aufbrechen, wenn nur die frühern Gelegenheiten und Reizungen zurückkehren. Eben darum soll der Mensch, auch wenn ihm die innere Wahrnehmung, und deren Analyse, nichts Uareines zeigt, dennoch wachen und beten; die Kirche aber soll ihn ermahnen und trösten. Ja

wenn wir bedenken, wie vielerley der Menschen sind, denen die Kirche sich verständlich machen muß, so werden wir aus dem Wörterbuche derselben wohl auch selbst den Satan nicht ausstreichen wollen.

Karl.

Lassen wir den Satan! Für ein gelehrtes Publicum gehört er wenigstens nicht. — Ich sehe sehr, daß Sie in dem Innern des Menschengeistes etwas Dauerndes annehmen, welches nur dem kleinsten Theile nach, und in beständigen Abwechslungen, zum Bewußtseyn gelangt; ich begreife überdies, daß durch bloße Analyse nichts mehr im Bewußtseyn kann wiedergefunden werden, als was darin zuvor ist wahrgenommen worden; ich sehe endlich, daß Sie in jenem Dauernden, welches Sie durch Reflexe, nicht bloß analytische, Forschungen aus seiner Verborgenheit glauben hervorgezogen zu haben, den eigentlichen moralischen Charakter suchen, dem Sie zwar eine zeitliche, allmähliche Bildung zuschreiben, und folglich einen gewissen Grad von fortwährender Bildsamkeit durch neue Zusätze; aber ohne Vergänglichkeit der früheren Grundzüge, die vielmehr unter Umständen wieder hervortreten, wenn nicht dagegen gearbeitet wird. Habe ich Sie so weit richtig verstanden?

Lothar.

So genau, als es ohne streng wissenschaftliche Ausführungen mochte geschehen können.

Karl.

Es bleibt also auch dabey, daß Sie das Böse als etwas Psychologisches betrachten, — nur muß nothwendig die Psychologie nach Ihrer Ansicht eine Wissenschaft von höherer Art seyn, als was wir in der Kantischen Schule sie gelten zu lassen gewohnt sind. In einer bloßen Zusammenstellung oder Zergliederung von Wahrnehmungen, kann unmöglich dasjenige gefunden werden, was Ihnen, — der Sie Gutes und Böses zu den am meisten beharrlichen Bestimmungen unserer Vernunftigkeit zu rechnen scheinen, die transscendentale Freyheit, nebst der intelligibelen That derselben, erfassen soll. Und einen Erfas dafür müssen Sie doch haben, oder wenigstens suchen; damit nicht die menschlichen Befürnungen und Entschlüssen sich Ihnen in vorübergehende Anwandlungen von Sinnen verkehren, die mit äußern Reizungen, und mit allerley Körpergefühlen kommen und gehen würden. Ihre Psychologie muß dafür sorgen, daß dem Menschen in seinem Maas von Sittlichkeit oder Unsittlichkeit ein geistiges Eigenthum gesichert, daß Er selbst darin zu erkennen sey; ja daß trotz aller Causab Verhältnisse, in welche Sie ihn verwickeln mögen, dennoch immer sein eigener Wille das wahre Subject für die Zurechnung bleibe, der seine Handlungen sich nicht entziehen können. Dies Alles muß Ihre Theorie mit der Kantischen ge-

mein Leben; oder sie ist zuverlässig der höchsten Würde des Sittlichen nicht angemessen.

... : Lohar:

Wenn aber die Erfüllung dieser gerechten Forderungen sich mit einer praktisch brauchbaren, und zugleich gründlichen, Anweisung zur Ausbildung des Menschen, durch Erziehung, durch die Kirche, und durch den Staat, verbinden soll: so muß der zeitliche Verlauf des menschlichen Lebens nicht mehr als bloßes Phänomen, wodurch in dem eigentlichen Kern unserer moralischen Beschaffenheit nichts geändert werden könne, dargestellt, sondern es muß anerkannt werden, daß zwischen unserm Thun und Leiden in der Zeit, und unserm beharrlichen Charakterzügen, eine beständige Wechselwirkung statt finde. Und hiebey sind die Kantischen Lehren von der Causalität, und ihrer Beschränkung auf die Sinnenwelt, zusammen mit dem Kantischen Begriffe von der Substanz, und von allen Kategorien überhaupt, gänzlich untauglich, eben sowohl, als an sich falsch und widersprechend. Auch wird keine Psychologie in der Welt, für sich allein, zureichen, um das Verlangte zu leisten. Sondern gerade die Wissenschaft, welche längst vor Kant ihrer Dunkelheit wegen verworfen, und welche durch ihn vollends umgekehrt, und, wie Manche sich einbildeten, ausgerottet war, — die allgemeine Metaphysik, — muß von vorn an bearbeitet werden; mit aufrichtiger Dar-

legung ihrer, in der Geschichte der Philosophie bald theilweise aufgedeckten, bald wieder verhüllten, Schwierigkeiten; und mit strengster Zurückweisung alles dessen, was den vorgeblichen und schwärmerischen Anschauungen unserer Zeit, und den verkehrten Causalitäts-Begriffen aller bisherigen Zeiten, auch nur im mindestem Ähnlich seht.

Ludwig.

Es ist zu bedauern, daß Fichtes intellectueller Anschauung, die zuerst nur das reine Selbstbewußtseyn ausdrücken sollte, sich so vortheilhaft die spinozistische Anschauung der absoluten Substanz zugesellte. Ohne diese Einmischung hätte sich die neuere Philosophie weit eigenthümlicher, und vielleicht schneller zur Klarheit entwickeln können.

Otto.

Sollen denn am Ende alle Schulen auf den Spinoza allein gehäuft werden? Zwar in Hinsicht des Selbstbewußtseyns habe ich längst vermuthet, Fichte möge der Wahrheit näher sehn, als jener. Und jede Lehre wird mir willkommen seyn, die mir eine feste, beharrliche, und dabey doch bildsame, Persönlichkeit im Menschen anzunehmen gestattet. Wie lebendig ich dies Bedürfniß empfinde, und wie sehr in diesem Punkte mich Spinoza abstößt, das habe ich Ihnen, so thar, schon neulich geäußert. Aber Sie, lieber Ludwig, muß ich nur wieder an die Trägheit erinnern, die Sie eben jetzt zur Unzeit zu vergessen

schienen. Ganz unabhängig von allen Systemen glaube ich zu bemerken, daß in den letzten Jahren viel zu viel über Philosophie ist gesprochen und geschrieben; hingegen viel zu wenig wirklich ist gedacht worden. Hätten die Köpfe fleißiger gearbeitet, so würde in jedem Falle eine so starke Anregung, wie das Studium des Spinoza's gewährt, die Wissenschaft haben fördern müssen.

Forhår.

Was jemals eine andre Zeit besser? Ohne hierüber genau nachzuforschen, lassen Sie mich bedenken, welche öffentlichen Leiden die beyden letzten Jahrzehende zu Boden gedrückt haben. Konnte irgend Jemand diese Periode der Schmach und des Kampfs durchleben, dem nicht die heftere Stimmung des Forschens wäre getrübt worden?

Karl.

Wäge in der neuen Zeit auch die Wissenschaft einen neuen Schwung nehmen! Nur bleibe das sittliche Bewußtseyn wach und munter, wie Kant es geweckt hat!

Ludwig.

Wächten doch auch jene kostbaren Anfänge der Erforschung unseres Selbstbewußtseyns, die wir Fichten verdanken, in ihren mannigfaltigen, und so Vieles zusammen knüpfenden, Beziehungen, weiter verfolgt, und als Keime neuer Untersuchungen gepflegt werden!

Otto.

Wir selbst wünsche ich Rückkehr zu einer heitern, wenn auch einer andern, Kapsche der Natur, deren Realität ich gegen den Idealismus zu retten hoffe, und deren Zweckmäßigkeit ich mir gar gern gefallen lasse, wenn die Gesetzmäßigkeit dabei ungebrochen bleibt.

Lothar.

Zu so großen und so schönen Wünschen wage ich keinen neuen mehr hinzuzufügen. Wenn aber jene dreÿ insgesamt erfüllt würden, hätten wir dann nicht eine gewisse Eintracht zwischen Spinoza, Kant, und Fichte?

Ludwig.

Lassen Sie uns das glauben, ohne weiter zu veräßen. Denn es ist die höchste Zeit, daß ich Sie in jenes Zimmer hinüberführe. Und vererathen Sie nur ja nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Gesprächs! Denn es wartet unserer dort ein weiblicher Cirkel, der gar keine hohen Geister einlassen wird.





